

EDITH FRANKE, ALISHA MEININGHAUS, SUSANNE RODEMEIER

Jüdisches Leben in Marburg



Erinnern
schafft Identität



[transcript]

VERÖFFENTLICHUNGEN DER RELIGIENSKUNDLICHEN
SAMMLUNG MARBURG

VERÖFFENTLICHUNGEN DER RELIGIONSKUNDLICHEN SAMMLUNG MARBURG

Die Reihe veröffentlicht Sammel- und Einzelbände zu Ausstellungen und Forschungsprojekten, die sich auf Objekte oder museale Präsentationen der Religionskundlichen Sammlung der Philipps-Universität Marburg beziehen.

Neben der Dokumentation von Ausstellungen bieten die Bände Studien zur Provenienzforschung oder objektbezogene Fallstudien.

Religionswissenschaftliche sowie interdisziplinär ausgerichtete Beiträge stellen internationale und innovative Ausstellungs- und Forschungsperspektiven vor.

Die Reihe richtet sich an interessierte Museumsbesucher*innen, Studierende und Forschende auf dem Gebiet materieller Kultur von Religion, Religionsgeschichte, Religionsästhetik und der musealen Präsentation von Religion.

Die von Dr. Martin Kraatz begründete Reihe wird seit 2008 von Edith Franke und Katja Triplett herausgegeben. Seit 2023 erscheint sie im transcript Verlag.

BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN NATIONALBIBLIOTHEK

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliothek; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://d-nb.info/1286330661> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NoDerivatives 4.0 Lizenz (BY-ND). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell, gestattet aber keine Bearbeitung. Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen oder Derivate einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-publishing.com

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Erschienen 2023 im transcript Verlag, Bielefeld
**© Edith Franke, Alisha Meininghaus,
Susanne Rodemeier**

Diese Publikation wurde durch den Open-Access-Publikationsfonds der Philipps-Universität Marburg, das Hessische Ministerium für Wissenschaft und Kunst sowie die Szloma-Albam-Stiftung gefördert.

UMSCHLAGGESTALTUNG:

Joanna Czajka

FOTO FÜR DIE UMSCHLAGGESTALTUNG:

Marie Ebel

ABGEBILDETES OBJEKT:

Zeitschaltuhr aus dem Besitz der Jüdischen Gemeinde Marburg

SATZ:

Joanna Czajka

DRUCK:

Sieprath GmbH, Aachen

Print-ISBN: 978-3-8376-6822-3

PDF-ISBN: 978-3-8394-6822-7

Buchreihen-ISSN: 0174-3937

Buchreihen-eISSN: 2941-3605

<https://doi.org/10.14361/9783839468227>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet:

<https://www.transcript-verlag.de>

Unsere aktuelle Vorschau finden Sie unter www.transcript-verlag.de/vorschau-download

EDITH FRANKE, ALISHA MEININGHAUS, SUSANNE RODEMEIER

Jüdisches Leben in Marburg



Erinnern
schafft Identität

[transcript]

Inhalt

- 8 Vorwort der Autorinnen**
- 11 Grußworte**
- 23 Konzept und Intention**
- 29 Von der Forschung zur Ausstellung**
- 39 Facetten jüdischen Lebens in Marburg:
Objekte und Geschichten in Personenportraits
(Deutsch/Russisch)**
- 40 Die jüdische Gemeinde in Marburg
- 52 Viele Wege führen nach Marburg
- 82 Wege ins Judentum
- 101 Jüdisches Leben in Sankt Petersburg**
- 109 Kulturprogramm**
- 110 Mitglieder der Jüdischen Gemeinde geben Einblick
in das religiöse Judentum
- 114 Podiumsgespräch: Vom Weggehen und Ankommen
- 132 Auf der Suche nach jüdischer Musik:
Ein Abend mit Jascha Nemtsov
- 136 Beschwingter Abschluss der Ausstellung
mit Kabarett von Aliosha Biz
- 138 Grußwort zum Abschluss der Ausstellung**
- 140 Danksagung**
- 142 Impressum**

Vorwort

Im heutigen Deutschland sind jüdische Kultur und Religion lebhafte, vielstimmige und facettenreiche Bestandteile des gesellschaftlichen Lebens.¹ Die Jüdische Gemeinde in Marburg versteht sich als ein Ort, an dem religiöse Praxis gelebt und unterrichtet wird, an dem gefeiert und diskutiert wird. Sie lädt regelmäßig zu Konzerten, Vortragsabenden und religiösen Festen ein. Sie ist auch ein Treffpunkt für Jüdinnen und Juden, die sich selbst nicht als religiös verstehen.

Die Geschichte jüdischen Lebens in Marburg lässt sich nicht trennen von den großen historischen und politischen Entwicklungen. In der Zeit des Nationalsozialismus wurde das jüdische Leben in Marburg wie an so vielen anderen Orten in Deutschland ausgelöscht. Seit den 1980er Jahren ist in kleinen und großen Schritten wieder ein aktives Gemeindeleben entstanden. Inzwischen zählt die Jüdische Gemeinde Marburg über 300 Mitglieder und das Judentum gehört wieder selbstverständlich zum städtischen Leben dazu.

Ein Forschungs- und Ausstellungsprojekt der Religionskundlichen Sammlung und der Religionswissenschaft der Philipps-Universität hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Selbstverständnis, die Lebensgeschichte und den religiösen Glauben von Jüdinnen und Juden in Marburg zu erkunden und durch eine Ausstellung im Rathaus für viele Menschen sichtbar zu machen.

Vom 24. Mai bis 24. August 2022 gab die Ausstellung „Jüdisches Leben in Marburg: Erinnern schafft Identität“ Einblick in die gelebte Vielfalt des Judentums in unserer Stadt. Im Zentrum standen biographische Erzählungen und Gegenstände, die als Erinnerungsobjekte für die kulturelle, familiäre oder religiöse Zugehörigkeit der interviewten Personen bedeutsam sind. Obwohl sich die Ausstellung auf jüdisches Leben in Marburg bezog, steht sie in vielerlei Hinsicht exemplarisch für Gemeinden in ganz Deutschland und thematisiert allgemeine Strukturen, Fragen und Probleme ebenso wie globale Verflechtungen jüdischen Lebens in Deutschland.

Das Ausstellungsprojekt war von Beginn an durch eine enge Kooperation mit der Jüdischen Gemeinde Marburg geprägt. Jüdinnen und Juden aus Marburg haben sich in vielfältiger Weise in alle Prozesse der Ausstellung eingebbracht. So gibt es in den Ausstellungstexten immer wieder Einschübe mit Zitaten aus den Interviews, die die Thematik mit Einblicken in persönliche Biographien bereichern.

Die Geschichte der Jüdischen Gemeinde Marburg ist von ihrer Neugründung in den 1980er Jahren sowie von den unterschiedlichen Wegen, die Jüdinnen und Juden nach Marburg führten, geprägt. Dazu gehören Menschen, die zum Judentum konvertierten, ebenso wie Menschen, die als sogenannte Kontingentflüchtlinge in den 1990er Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion nach Marburg kamen. Die Ausstellung und auch der vorliegende Band möchten diese Wege und Geschichten nahebringen. Die Ausstellungs-inhalte wurden über QR-Codes hörbar zugänglich und dauerhaft abrufbar gemacht.*

¹ Einen Einblick in den Facettenreichtum jüdischer Lebenswelten in Deutschland bietet beispielsweise CAZÉS, Laura (Hg.): Sicher sind wir nicht geblieben: Jüdischsein in Deutschland. Frankfurt a. M.: S. Fischer Verlag, 2022.

Die Ausstellung war auch Anlass für ein begleitendes Kulturprogramm mit einer Veranstaltung zu jüdischen Komponisten und einem kabarettistischen Abend. Besondere Tiefe hatte ein intergenerationales Podiumsgespräch zwischen Jüdinnen und Juden, die sich über ihre Erfahrungen zu den Themen „Weggehen“ und „Ankommen“ austauschten. Es kann in der vorliegenden Publikation im vollen Wortlaut nachgelesen werden. So werden auch Zwischentöne nachvollziehbar, die während des Gesprächs zum Tragen kamen und die den Bogen von der Verfolgung jüdischer Familien im nationalsozialistischen Deutschland bis hin zu verschiedenen Formen des heutigen religiösen und säkularen Judentums spannen.

Die Reihe „Veröffentlichungen der Religionskundlichen Sammlung Marburg“ stellt mit dieser Publikation ihren 10. Band vor. In fast allen bisherigen Bänden bilden Objekte, ihre religiengeschichtliche Bedeutung und ihre rituellen Kontexte den Kern der Publikationen. In den meisten Fällen geht es dabei um Objekte aus den Beständen der Religionskundlichen Sammlung. Im vorliegenden Band ist das anders: Der Fokus liegt ausschließlich auf persönlichen Erinnerungsobjekten und damit auf Gegenständen aus Privatbesitz sowie den (Lebens-)Geschichten und Erfahrungen, die mit ihnen verbunden sind.

Marburg, im Mai 2023
Edith Franke, Alisha Meininghaus,
Susanne Rodemeier

КРАТКОЕ СОДЕРЖАНИЕ ПРЕДИСЛОВИЯ – ZUSAMMENFASSUNG DES VORWORTS

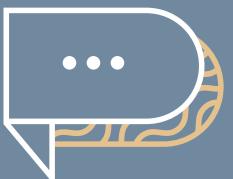
Что значит быть евреем в Германии сегодня? А как живут евреи в Марбурге? Экспонаты рассказывали о различных путях к иудаизму и связанных с ним жизненных историях. Мы спросили членов еврейской общины Марбурга, что связывает их с иудаизмом, и получили разные и порой неожиданные ответы: их религия, еврейское семейное происхождение или просто окружение, которое воспринимает их как евреев. Интервью легли в основу выставки, организованной Музеем религии Марбургского университета в сотрудничестве с еврейской общиной Марбурга и городом Марбург. Идея выставки восходит к выставке в Музее истории религии в Санкт-Петербурге, где в 2011 году были представлены памятные вещи евреев.



*AUDIOGUIDE ZUR AUSSTELLUNG:
<https://www.uni-marburg.de/de/relsamm/sammlung/sonderausstellungen/juedisches-leben-in-marburg/audioguide/1>



Grußworte zur Ausstellung



Dr. Thomas Spies
Oberbürgermeister
Schirmherr der Ausstellung

Angela Dorn
Hessische Ministerin für Wissenschaft
und Kunst

Prof. Dr. Thomas Nauss
Präsident der
Philipps-Universität Marburg

Eva Claudia Scholtz
Geschäftsführerin der
Hessischen Kulturstiftung

Polina Solovej
Vorsitzende der
Jüdischen Gemeinde Marburg

Grußwort

DR. THOMAS SPIES

Hilde Domin schreibt in ihrem 1962 veröffentlichten Gedicht „Mit leichtem Gepäck“:

„Gewöhn dich nicht. Du darfst dich nicht gewöhnen. Eine Rose ist eine Rose. Aber ein Heim ist kein Heim“.

Dieser Ausspruch der jüdischen Exil-Schriftstellerin macht mich betroffen – als Mensch, als Politiker und als Oberbürgermeister. Als jemand, dessen Aufgabe es ist, dafür zu sorgen, dass jeder Mensch ein Heim hat, dass alle ein Dach über dem Kopf, Strom, Wasser, Licht und Essen haben. Dass alle einen Zugang zu unserer Gesellschaft, zu Bildung und Kultur haben – kurzum, als jemand, der dafür sorgt, dass Ausgleich und Gerechtigkeit in unserer Stadt herrschen – für alle Menschen.

Denn das steht im Grundgesetz und müsste eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein: Niemand darf wegen seines Geschlechtes, seiner Abstammung, seiner Rasse, seiner Sprache, seiner Heimat und Herkunft, seines Glaubens, seiner religiösen oder politischen Anschauungen oder seiner Behinderung benachteiligt oder bevorzugt werden. Aber das ist und war bekanntlich nicht immer so. Vor 90 Jahren herrschte in Deutschland großes Unrecht. In dieser schrecklichen Periode unserer Geschichte wurde Jüdinnen und Juden nicht nur ein Heim versagt, sondern sie wurden auf das Grausamste verfolgt, vertrieben und systematisch ermordet. Diese Zeit spiegelt sich in Hilde Domin's Worten: „Eine Rose ist eine Rose. Aber ein Heim ist kein Heim“.



Foto © Heike Luu

Dass Deutschland jüdischem Leben wieder eine Heimat bieten kann, dass hier wieder Alltag möglich ist, dass man sich womöglich sogar wieder daran gewöhnen kann, darüber bin ich demütig glücklich. Deshalb war es mir eine große Freude und Ehre, als Frau Prof. Franke, die Leiterin der Religionskundlichen Sammlung, und Frau Dr. Rodemeier, Kuratorin dieser Sammlung, mir vor zwei Jahren ihr Ausstellungsprojekt über das jüdische Leben in Marburg vorstellten. Sofort wollte ich dieses Vorhaben unterstützen und die Schirmherrschaft übernehmen. Das eigentliche Geschenk aber machten uns die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Marburg, indem sie uns großzügig Einblick in ihre Lebenswirklichkeit gaben. Dafür möchte ich mich herzlich bedanken. Es entstand so eine Ausstellung von persönlichen Lebensstationen und Dingen, die diesen Menschen etwas bedeuten und Zeugnis ihrer Lebenswelt sind. Die Ausstellung zeichnete – genauso wie die vorliegende Publikation – ein lebendiges Bild dieser offenen und vielstimmigen Gemeinde in der Liebigstraße. Mit dem Rathaus als

Ausstellungsort rückte dieses Leben auch räumlich noch einmal mehr in den Mittelpunkt der Stadt und der Aufmerksamkeit.

Warum machen wir das? Wir wollen damit ein sichtbares Zeichen gegen Antisemitismus setzen. Denn wir alle wissen sehr genau, wie verwundbar und bedroht das Leben von Jüdinnen und Juden in unserem Land auch heute noch ist. „Judenhass ist Menschenhass und bedroht das Fundament unserer Demokratie“, erklärt der Zentralrat der Juden. Schon deshalb darf es in unserer Stadt keinen Millimeter Platz für Antisemitismus geben. Und deshalb ist es wichtig, immer wieder darauf zu beharren, dass das Judentum ein wesentlicher, selbstverständlicher, alltäglicher, gegenwärtiger und unverzichtbarer Teil unseres Lebens in Deutschland ist. Das muss allen klar sein. Dazu müssen wir Berührungsängste abbauen, um Verständnis füreinander werben und ein differenziertes Bild des jüdischen Lebens, seiner Religion und Kultur vermitteln.

Um für eine respektvolle gegenseitige (Be-)Achtung religiöser und kultureller Vielfalt zu sorgen, müssen wir unseren Alltag kennenlernen, voneinander lernen, miteinander religiöse Feste feiern und über unseren Glauben in Dialog treten. Wir müssen Brücken bauen – unabhängig von individueller religiöser oder nationaler Zugehörigkeit. Wer einmal ein gemeinsames Fest der jüdischen, islamischen und christlichen Gemeinden hier in Marburg erlebt hat, der weiß, was für ein großer Moment des Glücks, der Verbundenheit und Zusammengehörigkeit dies ist.

Zusammenarbeit und Dialog zwischen Glaubengemeinschaften, der Religionskundlichen Sammlung und der Religionswissenschaft sowie der Stadt gründen auf einer 500-jährigen Tradition. Seit 1529 Martin Luther, Huldrych Zwingli und Philipp Melanchthon auf Einladung von Landgraf

Philip dem Großmütigen im Marburger Religionsgespräch über Glaubensfragen stritten und um Lösungen rangen, wird in Marburg die theologische Auseinandersetzung groß geschrieben. Nicht immer glücklich freilich. Aber umso dringlicher ist es, dass wir uns nicht an Unfrieden, Völkerhass und Religionskriege gewöhnen, sondern dass wir unserem Impuls nach Auseinandersetzung und Aufklärung folgen, anstatt Konflikte zu verdrängen. Wir alle sind aufgerufen, kontroverse Haltungen zu verhandeln, scheinbar unversöhnliche Positionen zur Aussöhnung zu bringen oder Dissens in Frieden und gegenseitigem Respekt zu ertragen.

„Eine Rose ist eine Rose ist eine Rose“. Das ist eine berühmte Zeile der jüdisch-amerikanischen Autorin Gertrude Stein, die Hilde Domin im eingangs zitierten Gedicht ebenfalls leise in Erinnerung ruft. Sie wird oft so interpretiert, dass die Dinge sind, was sie sind. Ihre Namen stehen nicht nur für die Sache selbst, sondern auch für die dahinter liegenden Konzepte und die damit verbundenen Gefühle. Mit Dingen Wissen und Gefühle zu erzeugen, dahinter liegende Konzepte zu verdeutlichen, das war eines der Ziele der Ausstellung „Jüdisches Leben in Marburg“. Dies ist auf das Trefflichste gelungen. Wir hoffen, dass es auch der vorliegenden Publikation gelingen wird, Ihnen dieses mitzugeben: Gefühle und Wissen, die essenziell sind für ein friedliches, freiheitliches und demokratisches Miteinander in einer pluralen Gesellschaft: Mitgefühl, Verständnis, Toleranz und Mut. Damit in unserer Stadt und unserer Gesellschaft Ausgleich und Gerechtigkeit herrschen können – für alle Menschen!

Dr. Thomas Spies

Schirmherr der Ausstellung und
Oberbürgermeister der Stadt Marburg

Grußwort

ANGELA DORN

Liebe Leserinnen und Leser,
ich bin sicher, dass uns, die Besucherinnen und Besucher der Ausstellung „Jüdisches Leben in Marburg“, eine Grundüberzeugung eint: Es liegt in unserer Verantwortung, die Voraussetzung dafür zu schaffen, dass sich jüdisches Leben voll entfalten kann. Dazu gehört die konsequente und vehemente Bekämpfung des Antisemitismus genauso wie die Förderung jüdischer Kultur.

Genau das wollten wir schaffen im Themenjahr „1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland“. Das Festjahr bot ein buntes und vielfältiges Programm. Ziel war, jüdisches Leben sichtbar und erlebbar zu machen und Neugier auf die jüdische Kultur zu wecken. Konzerte, Lesungen, Theater und Diskussionsrunden verhalfen zu Begegnungen, bauten Berührungsängste ab und zeigten: Jüdisches Leben ist vielfältig und Jüdinnen und Juden haben einen festen Platz in der Mitte in unserer Gesellschaft. Es muss gelingen, dass jüdische Kultur in Deutschland zur Normalität wird und wir müssen erreichen, dass es nicht mehr unvereinbar ist, sich gleichzeitig jüdisch und deutsch zu fühlen trotz aller Spannungen, die unsere Vergangenheit, unsere Verantwortung mit sich bringen. Wenn wir das tief in der Gesellschaft verankern, ist dies das beste Mittel gegen Antisemitismus. Deswegen ist es so wichtig, tief in das jüdische Leben einzutauchen.

Der Weg dahin ist nicht einfach und bedeutet auch eine Fortentwicklung unserer Gedenkkultur. Wir müssen uns der jüdischen Kultur im Hier und Jetzt zuwenden, damit Jüdinnen und Juden heute

in ihrer Vielfalt frei von Diskriminierung leben können. Jüdische Museen und Erinnerungsorte haben also auch die Aufgabe, die gesellschaftliche Realität jüdischer Menschen darzustellen. Prof. Mirjam Wenzel, Direktorin des Jüdischen Museums Frankfurt, hat diese Aufgabe treffend zusammengefasst:

„Jüdisches Leben in Europa ist vielfältig und bedroht. Es basiert auf einer jahrhunderte-langen Geschichte des Ringens um Gleichberechtigung und soziale Teilhabe sowie der ebenso alten Erfahrung von Diskriminierung und Gewalt. Beides sind Themen von unverminderter Aktualität. Indem sich Jüdische Museen der Gegenwart zuwenden, rühren sie an dem gereizten Nerv unserer Zeit. Sie werfen die Frage auf, wie wir in einer zunehmend diversen und polarisierten Gesellschaft zusammenleben wollen und können.“

Mit der Ausstellung „Jüdisches Leben in Marburg: Erinnern schafft Identität“ erlebten wir in Marburg einen solchen Ort, an dem jüdische Kultur sichtbar wurde und sich gegenseitiges Verständnis über religiöse Grenzen hinweg entwickeln konnte. Einen Ort, an dem wir aktiv einander begegneten, miteinander in Verbindung traten, an dem wir uns aber auch erinnerten. Die Erinnerung ist nicht rückwärtsgewandt zu verstehen, sondern soll ihren Einfluss auf die Gegenwart zeigen.

So bekamen wir keine musealen Prachtobjekte in den Vitrinen präsentiert, sondern Gegenstände, die für Jüdinnen und Juden auf ihrem Weg nach



Foto © Heike Luu

Marburg, auf ihrem Weg ins Judentum oder für ihre religiöse Praxis von Bedeutung sind.

Die Ausstellungsstücke waren unterschiedlich:

Wir bewunderten einen Gebetsschal und ein Schabbat-Licht, aber auch ein Schachbrett, ein Küchenmesser oder ein Set von Streichholzschachteln. All diese Gegenstände konzentrierten sich auf eine Frage: Wie versteht ihre Besitzerin oder ihr Besitzer das eigene Jüdisch-Sein? Wir sahen keine historischen oder künstlerischen Kostbarkeiten, sondern etwas, das vielleicht noch wertvoller ist: Gegenstände, die Menschen an ihre Kindheit oder ihren Alltag in einem anderen Land erinnern. Dinge, die etwas über ihre ganz persönliche Verbindung mit der jüdischen Tradition und ihre Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinde in Marburg erzählen.

Vor dem Hintergrund der Auslöschung fast des gesamten jüdischen Lebens im nationalsozialistischen Deutschland gibt es kein schöneres Zeichen der Hoffnung als wachsende jüdische Gemeinden und sichtbare jüdische Kultur. Ich bedanke mich für dieses Gemeinschaftsprojekt.

Angela Dorn

Hessische Ministerin für Wissenschaft und Kunst

Grußwort

PROF. DR. THOMAS NAUSS

Als Präsident der Philipps-Universität freut es mich, dass mit der Ausstellung zu Jüdischem Leben ein Thema in den Mittelpunkt gerückt wird, das für das Zusammenleben in einer religiös und kulturell diversen Gesellschaft, und eben auch in unserer Stadt von großer Bedeutung ist.

An diesem Projekt wird zugleich deutlich, dass die Kooperation von Universität, Stadt und den Menschen, die hier leben, sehr gut funktioniert und eine Bereicherung sowohl für die Forschung als auch für das Miteinander in unserer Stadt ist.

Die Philipps-Universität ist eine große Einrichtung mit einem breiten Fächerspektrum und vielen großen Disziplinen. Es gehört aber auch zu ihren Besonderheiten, dass sie kleinen Fächern Raum bietet, neue und differenzierende Perspektiven in die Forschung zu den großen Fragen in einer globalisierten, kulturell vielfältigen Welt einzubringen. Die Ausstellung zu jüdischem Leben in Marburg ist ein gutes Beispiel dafür, dass eine kleine universitäre Disziplin wie die Religionswissenschaft und eine kleine, aber prominente Einrichtung, wie die vor fast 100 Jahren gegründete Religionskundliche Sammlung, mit Engagement und großer Strahlkraft Forschung betreiben und es schaffen kann, diese in die Gesellschaft hineinzutragen.

Im Jahr 2009 hat die Religionskundliche Sammlung anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an den 14. Dalai Lama mit einer Ausstellung ihrer Tibetica und unter dem Titel „Tibet in Marburg“ Einblick in den tibetischen Buddhismus gegeben. Im Jahr 2013 stand dann



Foto © Heike Luu

die Glaubensvielfalt des Islam im Mittelpunkt der Ausstellung „Von Derwisch-Mütze bis Mekka-Cola“, die seitdem viele Besucherinnen und Besucher angezogen hat und deren Anliegen es ist, die inner-islamische Pluralität zu zeigen. Auch bei diesen beiden Projekten hat die Stadt unterstützt, damit Ergebnisse von Forschungsaktivitäten der Universität durch museale Ausstellungen einer breiten Öffentlichkeit präsentiert werden können.

Die Religionswissenschaft ist ein Fach, das Religionen in ihren soziokulturellen, historischen und aktuellen Zusammenhängen empirisch und aus einer vergleichenden Perspektive untersucht. Dass diese Forschung nicht nur anhand von textlichen Quellen und in fachlich hochspezialisierten Feldern erfolgt, sondern ganz explizit auch die Menschen und deren religiöses Handeln und Denken in den Blick nimmt, wurde am Ausstellungsprojekt

zu „Jüdischem Leben in Marburg“ besonders deutlich: Frau Prof. Franke, Frau Dr. Rodemeier und Frau Meininghaus haben es sich mit ihrer Forschung zum Anliegen gemacht, die Lebenswelt und religiöse Praxis von jüdischen Menschen im heutigen Deutschland zu verstehen. Es war ihnen dabei bewusst, dass das nicht nur anhand der Analyse von Texten und Gesprächen möglich ist, sondern dass auch die non-verbalen und oft sehr emotionalen Aspekte berücksichtigt werden müssen und dass sich diese sehr gut über Erinnerungsstücke erschließen. Deshalb standen solche Gegenstände – von religiös bis alltäglich – in der Ausstellung. Sie zeigten, dass Jüdisch-Sein nicht immer explizit religiös verstanden wird, sondern dass es eine lange und verflochtene Geschichte haben kann, in der sich geopolitische, historische Entwicklungen niederschlagen und widerspiegeln. Die Ausstellung ermöglichte es, den Lebenswegen, den veränderten Haltungen, Lebensorten und religiösen Überzeugungen zu folgen. Damit konnten einerseits die subjektiven Lebensgeschichten nachvollzogen werden, es wurde andererseits aber auch erkennbar, wie eng die großen politischen Ereignisse mit dem individuellen Leben verflochten sind.

Die Ausstellung und nun auch die dokumentierende Publikation sind somit auch Beispiele dafür, dass Wissenschaft ihre Fragen und Erkenntnisinteressen im sozialen Miteinander platziert. Ich freue mich, dass die Stadt Marburg ihr Haus und ihre neuen Ausstellungsmöglichkeiten für dieses Projekt geöffnet hat und sichtbar, hörbar und nachvollziehbar wurde, dass universitäre

Forschung zwar sicherlich auch die Abgeschiedenheit eines stillen Arbeitsplatzes braucht, dass sie aber vor allem dem Wohl und einem guten, verständnisvollen und toleranten Miteinander von Menschen dienen soll. Dass wir in dieser Ausstellung etwas über jüdisches Leben in unserer Stadt erfuhren, hat dazu beigetragen und setzte damit auch ein Zeichen gegen antisemitische oder ausgrenzende Haltungen gegenüber Menschen anderer Religionen und unterschiedlicher ethnischer Herkunft. Besonders erfreulich ist es, dass die nun vorliegende Publikation die Thematik der Ausstellung dokumentiert und damit auch für weiterführende Diskurse innerhalb und außerhalb der Wissenschaft zugänglich macht.

Prof. Dr. Thomas Nauss
Präsident der Philipps-Universität Marburg

Grußwort

EVA CLAUDIA SCHOLTZ

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser, es ist für die Hessische Kulturstiftung ein besonderer Anlass zur Freude, die Religionskundliche Sammlung der Philipps-Universität Marburg bei der Umsetzung dieser besonderen Ausstellung erstmalig unterstützen zu dürfen. Diese Sammlung ist 1927 aus einem Bedürfnis nach dem Verständnis von Welt, von Religion und Spiritualität entstanden und diente neben Forschungszwecken auch dazu, Diplomat*innen, Missionar*innen und Ärzt*innen auf Auslandseinsätze vorzubereiten. Was könnte noch heute aktueller sein als ein solcher Auftrag?

Es stellt eine komplexe Aufgabe dar, diesen spezifischen Sammlungsbestand historisch und zugleich mit einem Brückenschlag in die Gegenwart, ja vielleicht sogar mit Blick auf seine künftige gesellschaftliche Bedeutung zu kontextualisieren und zu vermitteln – insbesondere in Zeiten zunehmender Säkularisierung und steigender Anforderungen nach Zugänglichkeit, etwa medialer Natur. Die Religionskundliche Sammlung und die Religionswissenschaft haben sich im Rahmen des 800jährigen Stadtjubiläums mit der Jüdischen Gemeinde Marburg zu einer wunderbaren Kooperation verabredet, die für die Stadt Marburg und ihre Bewohner*innen Sinn und Identität stiftet.

In vielfältigen Recherche- und Ausstellungsprojekten zur jüdischen Geschichte und Kultur auf lokaler, regionaler und nationaler Ebene arbeiten wir daran, historisch und gegenwartsbezogen die bestehenden Wissenslücken wieder zu füllen und zu einem umfassenden Verständnis von Stadt-

gesellschaft zu gelangen. Dabei helfen Schriftgut und mündliche Überlieferung als wertvolle Quellen, insbesondere liefert jedoch die materielle Erinnerungskultur unmittelbar Aufschluss über Objekte und ihre spezifische Handhabung, ihre individuelle wie kollektive Funktion und die Einbindung im Alltag oder zu Festen. In die Welt jüdischer Sitten und Gebräuche einzutauchen, ihre Symbole, Bedeutungen und Kontexte innerhalb von Ritualen zu erforschen, gleicht einer spannenden Entdeckungsreise, auf der man viel über Andere und sich selbst erfahren kann. Vermittelnd zwischen kulturhistorischen Objekten und Besucher*innen fungierten in dieser Ausstellung

Foto © Heike Luu



Interviews mit Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde Marburg: Menschen erzählten von ihrem Leben als Individuen und Gemeindemitglieder, von ihrem Glauben, der religiösen Praxis und ihrer Kultur. Diese Offenheit ist ein großes Geschenk an die Marburger Bürger*innen und ein Angebot, sich zu verbinden und zu identifizieren.

Die Hessische Kulturstiftung unterstützt gezielt wertvolle öffentliche Sammlungen von Kunst und Kultur in Hessen. Den Reichtum und die Pluralität unserer Gesellschaft sichtbar zu machen und ihr kreatives Potenzial zu fördern, bildet den Kern der Stiftungsaufgaben. Die Publikation dient der Dokumentation einer Ausstellung von Texten und Objekten, die Einblick in jüdisches Leben im heutigen Deutschland geben, und verortet ein Museum der Religionen damit unmittelbar in der Gegenwart.

Ich wünsche Ihnen allen eine spannende und unterhaltsame Lektüre.

Eva Claudia Scholtz
Geschäftsführerin der Hessischen Kulturstiftung

Grußwort

POLINA SOLOVEJ

Um die Gegenwart zu verstehen, muss man einen Blick auf die Vergangenheit werfen. In diesem Jahr feiert Marburg sein 800jähriges Jubiläum. Im Jahr 1222 wurde Marburg erstmals als Stadt erwähnt. Im Jahr 2021 hat ganz Deutschland 1700 Jahre jüdisches Leben in Deutschland gefeiert. Vor 1700 Jahren wurden Juden das erste Mal in einem Kölner Manuskript erwähnt. Im Jahr 2017 hat Marburg ein weiteres Jubiläum gefeiert: Vor 700 Jahren wurde hier erstmals eine Synagoge erwähnt, was als Anfang des jüdischen Lebens in Marburg gilt. All das bedeutet, dass die Geschichte von Marburg ebenso wie die Geschichte von Deutschland untrennbar mit der Geschichte von Juden verbunden ist. In der modernen deutschen Sprache lässt sich das bis heute beobachten. Es sind unglaublich viele jüdische Bezeichnungen und Redewendungen enthalten.

Die Geschichte der Juden in Marburg war leider immer wieder problematisch, immer wieder wurden Juden vertrieben. Ihre Synagogen wurden zerstört und wieder aufgebaut. Immer wieder musste jüdisches Leben von vorne anfangen. In ihrer Blütezeit zählte die jüdische Gemeinde in Marburg 512 Mitglieder. Das war im Jahr 1897, als eine neue, eine große Synagoge in der Universitätsstraße eingeweiht wurde.

Die Geschehnisse im 20. Jahrhundert haben schwarze Löcher in der deutschen Geschichte hinterlassen. 1942 war Marburg „judenfrei“. Nach der Schoah gab es in Marburg nur noch sehr wenige überlebende Juden, die in der Stadt bleiben wollten, stattdessen versuchten sie, nach all

den Geschehnissen Deutschland so schnell wie möglich zu verlassen. Von der früheren Gemeinde blieben keine Spuren erhalten. Die Wende kam, als die deutsche Regierung in den 1990er Jahren entschied, dass Juden aus der Sowjetunion nach Deutschland immigrieren dürfen. Die Regierung hoffte, auf diesem Weg jüdisches Leben wiederzubeleben. Die Zuwanderer bekamen den Status „Kontingentflüchtling“. Mit diesem Status musste zwar niemand Asyl beantragen, aber die Aufenthaltszeit aus humanitären Gründen war mit strikten Auflagen verbunden. Sie erlaubte beispielsweise keine freie Wohnsitzwahl. Dennoch sahen jüdische Flüchtlinge dem neuen Leben in Deutschland mit der Hoffnung auf Erleichterung entgegen. Das Leben in der Sowjetunion hatte bei ihnen Spuren hinterlassen, weil Antisemitismus fast Staatspolitik war. Die kommunistische Regierung tat alles dafür, dass Juden ihre Religion und Geschichte vergessen.

1989 haben der Israeli Amnon Orbach und der Deutsche Willy Sage, Gründer und Vorsitzender der Marburger Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit, die jüdische Gemeinde in Marburg neu gegründet. Die neue Gemeinde wurde für die aus der Sowjetunion zugewanderten Jüdinnen und Juden erste Anlaufstelle und bald auch ihr neues Zuhause. Das jüdische Leben ist damit auch in Marburg bunt geworden und bringt Menschen aus sehr unterschiedlichen Herkunftsländern unter einem Dach zusammen.

Die Geschichte Deutschlands hat ihr ambivalentes Verhältnis zu Juden gezeigt. Leider verbreiten

sich erneut antisemitische Denkmuster und Strömungen, auch in der modernen Gesellschaft. Deswegen ist diese Ausstellung besonders wichtig, sie ist sehr aktuell und sehr notwendig.

Die Jüdische Gemeinde in Marburg und ich, ihre erste Vorsitzende, bedanken uns ausdrücklich und ganz besonders bei der Religionskundlichen Sammlung der Philipps-Universität und dem Fachdienst Kultur der Stadt Marburg für diese außergewöhnliche Initiative, dafür, dass sie diese Ausstellung vorbereitet und realisiert haben. Ein besonders großer Dank geht an Frau Professorin Franke und an die Kuratorin Frau Dr. Rodemeier mit ihrem Team. Für einige unserer Gemeindemitglieder war die Zeit der Ausstellungsvorbereitung sehr ungewöhnlich, sehr besonders und besonders wertschätzend.

Wir, und hier spreche ich auch im Namen der Gemeindemitglieder, wir freuen uns ganz besonders, dass mit dieser Publikation nun auch eine schriftliche Dokumentation der Ausstellungstexte vorliegt, und dies nicht nur in deutscher, sondern sogar in russischer Sprache. Herzlichen Dank!

Polina Solovej

1. Vorsitzende der Jüdischen Gemeinde
Marburg (seit 2022)



Foto © Heike Luu





Konzept und Intention der Ausstellung

Konzept und Intention

Die Wirkung und Bedeutung von Religion für eine soziale Gemeinschaft und für die einzelnen Menschen zu verstehen, ist ein wesentliches Anliegen der Religionswissenschaft.² Dabei steht neben Texten aus vergangenen Zeiten und Zeugnissen von religiösen Gelehrten ganz wesentlich auch gelebte Religiosität im Zentrum des Erkenntnisinteresses. Diese soll in ihrer Diversität und in ihren Verflechtungen mit Kultur, Geschichte und Politik beschrieben und verstanden werden. Damit kommen lokale und historische Varianten von Religionen ebenso in den Blick wie Spannungen, die beispielsweise aufgrund der Auseinandersetzung zwischen der Orthodoxie und der vom Individuum geprägten praktischen Umsetzung religiöser Lehren entstehen. Ein Forschungsfokus bezieht sich daher auf die Untersuchung religiöser Vielfalt innerhalb von Religionsgemeinschaften und damit auf die innerreligiöse Diversität.³ Empirische Forschungen und die dadurch erzielten Forschungsergebnisse sollen dazu beitragen, Religionen nicht auf ihre Schrifttraditionen oder ihre theologischen Dogmatiken zu reduzieren, sondern ein facettenreiches, dynamisches Bild ihrer praktischen Umsetzung kennen und verstehen zu lernen.⁴ Das Anliegen, religiöse Pluralität historisch und gegenwartsbezogen zu verstehen,

gehört auch zum Leitbild der Religionskundlichen Sammlung, die seit ihrer Gründung im Jahr 1927 mit verschiedenen Ausstellungen zum wechselseitigen Verständnis von Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Prägung in einer globalisierten Welt beitragen möchte.

Eine Besonderheit der Religionskundlichen Sammlung besteht darin, dass sie als zentrale Einrichtung der Universität im Verantwortungsbereich der Religionswissenschaft liegt und damit ohne konfessionelle Bindung eine große Bandbreite religiöser Traditionen thematisiert.

Die Sammlung umfasst inzwischen mehr als 10.000 Objekte, die aus über 20 Religionen sehr vieler Regionen der Welt stammen. Sie weckt mit ihrer deutschlandweit einzigartigen Ausrichtung nicht nur das Interesse von Besucher*innen aus Marburg, sondern auch von internationalen Gästen und Wissenschaftler*innen verschiedener Fächer wie der Kultur- und Sozialanthropologie, der Archäologie oder der Kunstgeschichte. Sie ist zudem wesentlicher Bestandteil in der religionswissenschaftlichen und religionshistorischen Lehre und wird auch von anderen Disziplinen in deren Forschung und Lehre einbezogen.

² STAUSBERG, Michael (Hg.): Religionswissenschaft. Berlin, Boston: De Gruyter, 2012.

³ Beispielsweise KLINKHAMMER, Gritt; NEUMAIER, Anna: Religiöse Pluralitäten – Umbrüche in der Wahrnehmung religiöser Vielfalt in Deutschland. Bielefeld: transcript Verlag, 2020.

⁴ LEHMANN, Karsten; KURTH, Stefan (Hg.): Religionen erforschen: Kulturwissenschaftliche Methoden in der Religionswissenschaft. Wiesbaden: VS Verlag 2011.

Besondere Ausstellungen, wie zum tibetischen Buddhismus,⁵ zur Vielfalt des Islam⁶ und zu Geschichten und zur Religionsgeschichte von Objekten⁷ bringen Gegenstände aus den Beständen der Religionskundlichen Sammlung „zum Sprechen“ und machen sowohl die innere Vielfalt als auch die gelebte Praxis der jeweiligen Religionen sichtbar. Mit der Ausstellung zu jüdischem Leben in Marburg hingegen liegt der Fokus auf der religiösen Praxis und Vorstellungswelt heutiger Jüdinnen und Juden – und darauf, diese anhand persönlicher Erinnerungsobjekte sichtbar und verständlich zu machen. Das ist etwas Besonderes, denn anders als es bei musealen Objekten sonst häufig der Fall ist, sind hier die ursprüngliche Verwendung und Bedeutung jedes einzelnen Objekts bekannt, sodass der Ausstellungsfokus auf der persönlichen Verbindung zwischen den Objekten und ihren Besitzer*innen liegen konnte.

Am Beginn des Projekts standen große Fragen: Was bedeutet es, heute in Deutschland jüdisch zu sein? Wie verstehen Mitglieder der Jüdischen

Gemeinde Marburg ihre religiöse oder kulturelle Identität? Wie gestaltet sich das Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher religiöser Standpunkte und unterschiedlicher nationaler Herkunft innerhalb der Jüdischen Gemeinde? Haben Jüdinnen und Juden in der Stadt Marburg das Gefühl, Einwohner*innen wie alle anderen zu sein, oder haben sie den Eindruck, dass ihnen ihr soziales Umfeld anders begegnet, weil sie jüdisch sind? In welchen Situationen empfinden sie es in ihrem Alltag als relevant, dass sie jüdisch sind? Diese und ähnliche Fragen bewegten das Ausstellungsteam sowie Studierende, die in einigen kleinen Forschungsprojekten an der Vorbereitung und Realisierung der Ausstellung mitwirkten.

Als das Ausstellungsteam in die Planungsphase eintrat, bestand Einigkeit darüber, dass die Mitglieder der heutigen Jüdischen Gemeinde Marburg im Fokus stehen sollten. Sie ist seit ihrer Neugründung 1986 ein prägender Teil des öffentlichen und kulturellen Lebens der Stadt. Als Gemeinde repräsentiert sie eine Facette der

⁵ HERRMANN-PFANDT, Adelheid (Hg.): *Tibet in Marburg: Eine Sonderausstellung der Religionskundlichen Sammlung der Philipps-Universität Marburg*. Veröffentlichungen der Religionskundlichen Sammlung der Philipps-Universität Marburg, Bd. 4. Marburg: Diagonal-Verlag, 2007.

⁶ FRANKE, Edith; RUNGE, Konstanze (Hg.): *Von Derwisch-Mütze bis Mekka-Cola: Vielfalt islamischer Glaubenspraxis*; Begleitband zu einer Sonderausstellung der Religionskundlichen Sammlung der Philipps-Universität Marburg, Veröffentlichungen der Religionskundlichen Sammlung der Philipps-Universität Marburg, Bd. 6. Marburg: Diagonal-Verlag, 2013.

⁷ FRANKE, Edith (Hg.): *Objekte erzählen Religionsgeschichte(n): eine religionswissenschaftliche Spurensuche in der Religionskundlichen Sammlung*. Veröffentlichungen der Religionskundlichen Sammlung der Philipps-Universität Marburg, Bd. 9. Marburg: Religionskundliche Sammlung der Philipps-Universität Marburg, 2017.

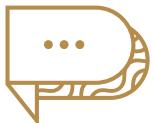
religiösen Vielfalt und ist zugleich ein Ort, an dem ein großes Spektrum kultureller Veranstaltungen stattfindet, die sich nicht nur an Jüdinnen und Juden, sondern an alle Bürgerinnen und Bürger Marburgs richten. Die Gemeinde versteht sich selbst darüber hinaus auch als Initiatorin für interreligiösen Austausch.

Die vorbereitenden, persönlichen Gespräche zwischen Gemeindemitgliedern und dem Ausstellungsteam waren von Offenheit und hoher Intensität geprägt. Es wurde nicht nur Wissen über das Judentum gesammelt, sondern auch die Neugier aller Beteiligten aneinander und an dem Projekt geweckt, was zu weiteren vertiefenden Gesprächen führte. Am Anfang der Forschungsphase standen mehrstündige Einzelgespräche mit insgesamt neun Gemeindemitgliedern. Die unterschiedlichen biographischen Bezugspunkte zum Judentum vermittelten einen authentischen Einblick in Gedanken und Lebensgeschichten mit unmittelbarem Bezug zum Lebensalltag. Es wird deutlich, dass die mit Objekten verbunden Erinnerungen nicht nur rückwärtsgewandt, sondern auch für das eigene Selbstverständnis in der

Gegenwart von großer Bedeutung sein können. Der Untertitel der Ausstellung „Erinnern schafft Identität“ greift diese Erfahrung auf. Die zugrundeliegende Idee war, dass es einfacher sein könnte, ein Gespräch zu beginnen, wenn zunächst über ein Objekt gesprochen werden kann. Damit sollte eine Einladung für ein vertieftes Erzählen zur eigenen Lebensgeschichte gegeben werden.

Aufgrund des besonderen Ausstellungsortes im Rathaus der Stadt wurde die Ausstellung bei individuellen Besuchen, im Rahmen von Führungen und auch während des kulturellen Begleitprogramms zu einem Ort der Begegnung für jüdische und nicht-jüdische Bürgerinnen und Bürger Marburgs. Ein Sofa, auf dem Besucher*innen mitten im Ausstellungsraum Platz nehmen konnten, unterstrich das Anliegen der Ausstellung, zu persönlichen Gesprächen und Begegnungen einzuladen.

Die vorliegende Publikation soll nun dazu beitragen, dass die Ausstellung noch lange in Erinnerung bleibt und zu weiteren und vertiefenden Diskussionen anregt.



Das Anliegen, religiöse Pluralität historisch und gegenwartsbezogen zu verstehen, gehört auch zum Leitbild der Religionskundlichen Sammlung, die seit ihrer Gründung im Jahr 1927 mit verschiedenen Ausstellungen zum wechselseitigen Verständnis von Menschen unterschiedlicher kultureller und religiöser Prägung in einer globalisierten Welt beitragen möchte.





Von der Forschung zur Ausstellung

Von der Forschung zur Ausstellung

Während bei vielen Ausstellungen einer der ersten Schritte ein Blick in das Magazin oder die Objektdatenbank der musealen Sammlung ist, wurde hier ein anderes Vorgehen gewählt. Die religionsethnografische Forschung umfasste sowohl offene Gespräche und Teilnahme an Veranstaltungen der Jüdischen Gemeinde als auch Interviews. Persönliche Erinnerungsobjekte der Interviewten dienten dabei zum einen als Brücke und Anstoß für biographische Erzählungen, zum anderen öffneten sie den Raum, über nicht so einfach zu verbalisierende Ereignisse zu sprechen. Ein besonderer Reiz lag darin, mit diesen Gegenständen unterschiedliche Formen des religiös praktizierten Judentums bis hin zum säkularen Judentum in verschiedenen Facetten abbilden zu können.

Im ersten Schritt der Forschung entwickelte das Ausstellungsteam einen Fragenkatalog, an dem sich die Interviews orientieren konnten. Bevor die konkreten Gespräche beginnen konnten, mussten Mitwirkende gefunden und von der Idee, jüdisches Leben in die Mitte der Stadtgesellschaft ins Rathaus zu holen, überzeugt werden. Der Marburger Oberbürgermeister Dr. Thomas Spies war sofort begeistert. Mit dem Wissen um die Unterstützung der Stadt und einen prominenten Ausstellungsort war eine sehr gute Basis vorhanden, um Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Marburg für das Projekt zu gewinnen. Der damalige Vorsitzende der Gemeinde, Thorsten Schermund, lud das Team der Religionskundlichen Sammlung

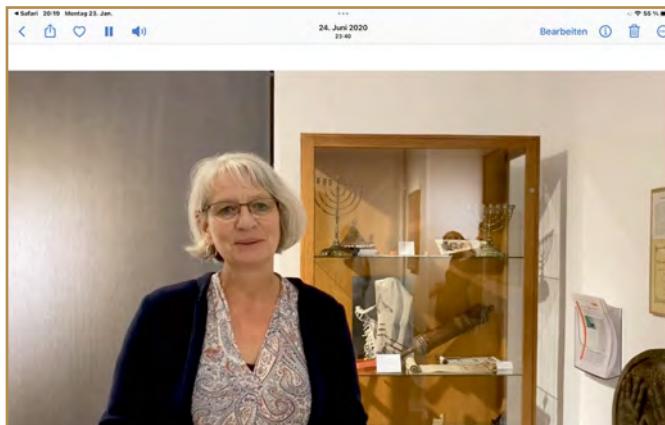
zu einem ersten Gespräch in die Synagoge ein. Bei diesem ersten Treffen wurde der Jüdischen Gemeinde die Projektidee ausführlich vorgestellt und damit ein Grundstein für wechselseitigen Austausch und Vertrauen gelegt.

IN DER SYNAGOGE:

Edith Franke, Thorsten Schermund,
Alisha Meininghaus (v.l.)

Foto © Susanne Rodemeier, Januar 2020

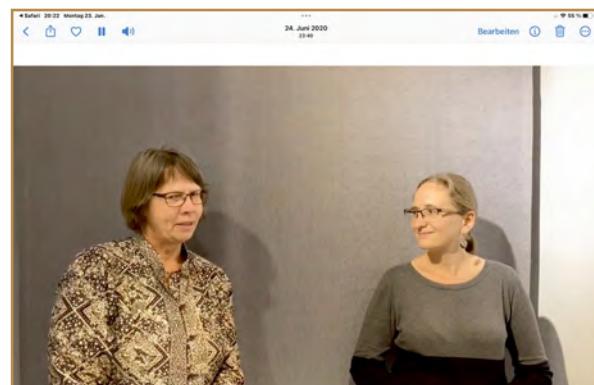




AUSSCHNITTE AUS EINEM FILM, in dem die Religionskundliche Sammlung ihr Ausstellungsprojekts vorstellt (am 24. Juni 2020 auf Facebook der Jüdischen Gemeinde Marburg veröffentlicht); v.o. und v.l: Edith Franke, Susanne Rodemeier, Alisha Meininghaus und Anna Sadykova (nicht im Bild)

So war der Auftakt für viele weitere Begegnungen gemacht. Dennoch kam es vorerst nicht zu weiteren Treffen, da wegen des ersten Corona-Lockdowns ab März 2020 persönliche Zusammenkünfte nicht mehr möglich waren. Die erste Verunsicherung wich jedoch bald neuer Kreativität: Das Ausstellungsteam drehte einen kurzen Film, um sich selbst sowie das Forschungs- und Ausstellungsprojekt vorzustellen. Der Film wurde auf der Facebook-Seite der Gemeinde veröffentlicht, und aufgrund der russischsprachigen Untertitel konnten auch die vielen Gemeindemitglieder erreicht werden, die aus der ehemaligen Sowjetunion zugewandert sind und nur wenig Deutsch sprechen.

Die großen, weitreichenden Fragen, die am Beginn des Ausstellungsprojekts standen, mussten so formuliert werden, dass sie an die Lebenswelt unserer Gesprächspartner*innen anknüpften und zum Erzählen einluden. Dies gelang unter anderem, weil die Gespräche nicht mit einer Frage begannen, sondern mit Zuhören. Ganz bewusst



hatte das Ausstellungsteam im Vorfeld nur darauf hingewiesen, dass es etwas über das individuelle Jüdisch-Sein erfahren möchte. Zudem war darum gebeten worden, ein Objekt mitzubringen, das in engem Bezug zum eigenen Jüdisch-Sein steht. Es hatte keine konkreten Vorgaben oder Beispiele bezüglich Objektauswahl gegeben. Für die Gesprächspartner*innen bedeutete dies, dass sie erst einmal nicht auf Fragen reagieren mussten, sondern über ein Objekt sprechen konnten. Angeregt durch das Objekt sprachen sie über biografische Erlebnisse sowie über ihre eigene Position zu jüdischer Tradition und Religion.



Die Mannigfaltigkeit der mitgebrachten Objekte spiegelt nicht nur unterschiedliche kulturelle und religiöse Ausrichtungen innerhalb der Gemeinde wider sondern ist gleichzeitig auch ein Zeugnis für die Biographien ihrer Mitglieder. Die Interviewpartner*innen brachten zum Beispiel klassische Judaica wie einen Kiddusch-Becher oder einen Gebetsschal mit und wiesen damit ihren Bezug zum Judentum als einen primär religiösen aus. Das war häufig bei Personen der Fall, die erst im Laufe ihres Lebens zum Judentum konvertiert waren. Andere Gemeindemitglieder präsentierten Erinnerungsstücke wie Fotos, Urkunden oder Gegenstände aus dem Familienbesitz. Für sie erschien das Judentum vor allem ein Teil der Familiengeschichte. Auch immaterielle „Objekte“ wie ein Lied oder ein selbstverfasstes Gedicht, auf der anderen Seite aber auch ganze Teile des Synagogen-Mobiliars wurden Teil der Ausstellung, weil sie besondere biographische Ereignisse markieren.

Die Auswahl der Interviewpartner*innen kam relativ zufällig zustande. Zunächst wurden mit allen Personen Interviews geführt, die daran Interesse zeigten. Von Beginn an stand allerdings fest, dass Amnon Orbach einbezogen werden sollte, da er die Gemeinde in den 1980er Jahren neu gegründet hatte. Auch die beiden im Jahr 2019

DER HAUSMEISTER DER SYNAGOGE,

Grigori Bykhouski in der Werkstatt der Synagoge

Foto © Susanne Rodemeier

gewählten Vorsitzenden, Thorsten Schermund und Bella Izmaylova sowie die bis 2019 zweite Vorsitzende Monika Bunk waren als Gesprächspartner*innen vorgesehen. Von ihnen erhoffte sich das Ausstellungsteam aufgrund ihrer leitenden Positionen einen umfassenden Einblick in die Struktur und Organisationsform der heutige Gemeinde. Wie das Team aus einer weitergeleiteten E-Mail erfuhr, ermutigten Amnon Orbach und seine Frau Hannelore andere Gemeindemitglieder, sich für Interviews zu melden. Dieser Ermutigung ist es wohl zu verdanken, dass sich tatsächlich weitere Gemeindemitglieder meldeten: Polina Pevzner, die für die Organisation der Kulturveranstaltungen zuständig ist; Grigori Bykhouski, der als Hausmeister in der Synagoge und im jüdischen Kulturzentrum tätig ist; Boris Wendel, der ungewöhnliche und umfassende Familiendokumente besitzt sowie der Student Max Bär, der unter jüdischen Studierenden für den Studienort Marburg warb und die Studierendengruppe „Shalom Marburg“ gründete. Max Bär, Jahrgang 1995, war der jüngste Interviewpartner.

Die älteste Interviewpartnerin war Nine Levandovska, die 1929 geboren wurde. Ein weiteres Interview mit dem Religionslehrer der Gemeinde, der nicht in Marburg wohnt, wurde zwar nicht in die Ausstellung einbezogen, bot aber wertvolles Hintergrundwissen.

Im Laufe der intensiven Gespräche, die auf dem Grundsatz des Lernens und Zuhörens beruhten,⁸ entstand meist ein Vertrauensverhältnis, das ein sehr offenes, persönliches Erzählen ermöglichte. In vielen Fällen luden die Gesprächspartner*innen das Ausstellungsteam zu sich nach Hause ein und vertieften dort ihre Ausführungen. Dabei kamen häufig prägende Ereignisse oder biografische Wendepunkte in der eigenen Geschichte zur Sprache. Diese Erzählungen vermittelten nicht nur Einblick in das, was ganz individuell unter Jüdisch-Sein verstanden wird, sondern auch, wie es im Alltag gelebt und erlebt wird. Dazu zählen beispielsweise die Haus- und Kochregeln einer Familie, in der nur der Vater Jude ist, der Gebetsort eines jüdischen Studenten im Studentenwohnheim der Universität oder die Erfahrung antisemitischer Anfeindungen in der ehemaligen Sowjetunion.

Abgesehen von Gesprächen über den Familien- und Arbeitsalltag wurde auch das Gemeindeleben thematisiert. Nicht alle nehmen an Gottesdiensten teil, selbst wenn sie regelmäßig kulturelle Veranstaltungen in der Synagoge besuchen oder sogar organisieren. Alle Gesprächspartner*innen berichteten, dass sie sich in der Synagoge wohl-

Amnon Orbach und Alisha Meininghaus lesen gemeinsam aus der Tora (Foto © Susanne Rodemeier)



fühlen. Die meisten nannten sie auch als ihren Lieblingsort, während der „Garten des Gedenkens“, der in Marburg an die Zerstörung der großen Synagoge (an der heutigen Universitätsstraße) am 9. November 1938 erinnert, nur auf Nachfrage zur Sprache kam. Thorsten Schermund erklärte, dass dieser Ort zwar ein Ort mit Bezug zum Judentum ist, aber nicht ein Ort jüdischen Lebens. Hier findet das Gedenken an die Schoah, an das, was damals passierte und an Antisemitismus statt. Aber das sei kein jüdisches Problem, sondern ein gesellschaftliches. Insofern sei es eigentlich ein deutscher Ort, ein Ort deutschen Lebens. Auch in anderen Gesprächen stand das Thema Antisemitismus im Raum. Der Anschlag auf die Synagoge in Halle am höchsten jüdischen Feiertag Yom Kippur im Oktober 2019 war allen Beteiligten noch schmerhaft in Erinnerung. Zwar gab es bisher gegen die Marburger Gemeinde keine antisemitischen Ausschreitungen, dennoch steigt die Verunsicherung. Sie zeigt sich beispielsweise darin, dass männliche Gemeindemitglieder in der Öffentlichkeit nur selten Kippa tragen.

⁸ Der Kulturanthropologe Roland Girtler drückt es so aus: „Es bringt sich jeder in das Gespräch ein. Beide sind also Lernende. Wichtig ist, dass der Gesprächspartner sich nicht überlistet oder gar nur als Auskunftsperson sieht.“ (GIRTNER, Roland: Methoden der Feldforschung. Wien: Böhlau, 2001: S. 151)

Eine Besonderheit der Interviews bestand darin, dass die Gesprächspartner*innen den Verlauf weitgehend selbst steuerten. Das hatte den großen Vorteil, dass Themen in den Fokus geraten konnten, die sie als besonders wichtig ansahen – Themen, nach denen sonst vielleicht nie gefragt worden wäre und die vielleicht nie angesprochen worden wären. Für die Befragten war es etwas Besonderes, in mehrstündigen Gesprächen über das eigene Jüdisch-Sein in Vergangenheit und Gegenwart, über die Jüdische Gemeinde sowie über den persönlichen Weg nach Marburg zu reflektieren – und vor allem, die eigenen Gedanken und Erinnerungen mitzuteilen. Vieles wurde erzählt, was nicht für die Allgemeinheit bestimmt war und was eigentlich nur jemandem erzählt wird, zu dem ein enges persönliches Verhältnis besteht. Offenbar war es dem Ausstellungsteam schnell gelungen, die angestrebte vertrauensvolle Atmosphäre zu schaffen.

Neben dem Gesprächsinhalt waren auch die Gesprächsorte mit Bedacht gewählt worden. Es

Corona-konforme Abstandsmarkierungen in der Synagoge (Foto © Susanne Rodemeier)



lag von Anfang an im Ermessen der Gesprächspartner*innen, einen Treffpunkt vorzuschlagen. So fanden mehrere Gespräche in der Synagoge statt – nicht nur, weil hier der notwendige Abstand im Rahmen der Corona-Regeln gut eingehalten werden konnte, sondern weil die Synagoge als ein vertrauter Ort wertgeschätzt wird. Andere Gespräche wurden zunächst im Online-Format als Videokonferenz geführt, was vermutlich der Grund dafür war, dass manches wie in einem journalistischen Interview kurz und eher oberflächlich beantwortet wurde. In späteren persönlichen Treffen wurde insgesamt viel ausführlicher erzählt.

Einige Gespräche dauerten viele Stunden, weil alles Gesagte in zwei Sprachen übersetzt werden musste. Dies wiederum war dann notwendig, wenn nur durch die Übersetzung sichergestellt werden konnte, dass alle alles verstanden.

Im weiteren Verlauf der Ausstellungsvorbereitung wurden die Gespräche wörtlich transkribiert. Auf Grundlage der Gesprächsmitschriften wurden kurze Ausstellungstexte erarbeitet.⁹ Bevor diese Texte in den Druck gingen, wurden sie ins Russische übersetzt und in beiden Sprachen zur inhaltlichen Kontrolle an die Interviewten gegeben. Die Zustimmung war besonders wichtig, da in der Ausstellung alle mit Namen, Fotos und ihrer persönlichen Lebensgeschichte portraitiert wurden.

Im Sinne einer ethnologischen Forschung, die sowohl die Perspektive der Interviewten wieder gibt als auch „Feld geleitet“ arbeitet,¹⁰ standen die Themen der Ausstellung nicht vorab fest, sondern

⁹ DEPPERMAN, Arnulf: Gespräche analysieren: Eine Einführung in konversationsanalytische Methoden. Opladen: Leske + Budrich, 1999.

¹⁰ BREIDENSTEIN, Georg; HIRSCHAUER, Stefan; KALTHOFF, Herbert; NIESWAND, Boris: Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung. München: UVK-Verlag, 2013



GESPRÄCHE IN PRIVATER UMGEBUNG

mit dem Ehepaar Orbach im Privatgarten (Foto © Susanne Rodemeier)

wurden anhand der transkribierten Gespräche herausgearbeitet. Aufgrund ihrer großen Bedeutung für die einzelnen Biographien wie auch für die ganze Gemeinde wurden drei Themen als inhaltliche Schwerpunkte in der Ausstellung ausführlicher vorgestellt: Die Geschichte und die Neugründung der Jüdischen Gemeinde Marburg in den 1980er Jahren, das Thema des religiösen Übertritts ins Judentum und die Wege derjenigen Gemeindemitglieder, die sie Anfang der 1990er Jahre als sogenannte Kontingentflüchtlinge aus der Sowjetunion nach Marburg führten. Diese Schwerpunktsetzung wurde durch einen kleinen Ausstellungsbereich erweitert, der über Marburg hinaus nach Sankt Petersburg weist. Dort zeigt das Museum für Religionsgeschichte¹¹ seit 2010 fast jährlich besondere Ausstellungen, die das Judentum ins Zentrum rücken. Im Jahr 2011 war

eine Ausstellung jüdischen Familien-Erbstücken gewidmet. Es war diese Ausstellung, die der etwas allgemeiner gefassten Ausstellung in Marburg als Inspiration diente. Über eine Multimedia-Station konnten Besucher*innen der Marburger Ausstellung einen Blick in die Ausstellungsräume und auf das jüdische Leben in Sankt Petersburg werfen.¹²

¹¹ Das Museum für Religionsgeschichte in Sankt Petersburg ist Kooperationspartner der Religionskundlichen Sammlung Marburg. (<http://gmir.ru/eng/>) [zuletzt aufgerufen am: 24.02.2023]

¹² Alle Ausstellungsvorbereitungen wurden vor dem russischen Angriffskrieg auf die Ukraine fertig gestellt, so dass diese Thematik weder in den Interviews noch in den Ausstellungstexten zum Tragen kam.



AUSSTELLUNGSVORBEREITUNG:

Studierende improvisieren im Seminar, um einen Eindruck von der angemessenen Größe einer Vitrine zu bekommen.

Foto © Susanne Rodemeier

Parallel zur Ausstellungsvorbereitung unterrichteten Susanne Rodemeier und Alisha Meininghaus ein Lehrforschungsprojekt für Bachelor-Studierende der Vergleichenden Kultur- und Religionswissenschaft der Philipps-Universität. Dessen Ziel war es, die im Entstehen befindliche Ausstellung durch eigenständige studentische Forschungen zu bereichern. Das Ergebnis waren vier Projekte: zur Bedeutung jüdischer Musik für einzelne Gemeindemitglieder, zur Rolle von Religion für jüdische Kinder, zur Erinnerungspolitik in Bezug auf Stolpersteine in Marburg und zur grafischen Gestaltung einer Ausstellungs Broschüre. Auch Praktikant*innen der Religionskundlichen Sammlung waren eng in die Vorbereitungen eingebunden. Die Kooperation zwischen Religionskundlicher Sammlung und Stadt sah vor, dass eine Ausstellungsarchitektin zwar die allgemeine

PROBEAUFNAHMEN
in der Marburger Synagoge
für das Ausstellungsplakat
Fotos © Marie Ebel und
Susanne Rodemeier

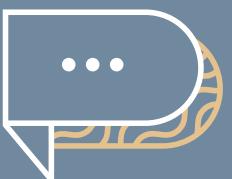


Raumgestaltung sowie das Ausstellungsmobiliar für Wechselausstellungen plant, dass aber alle Anschaffungen auf jeden Fall für die Ausstellung „Jüdisches Leben in Marburg“ geeignet sein sollten. Im Seminarraum des Lehrforschungsprojekts wurden entsprechend den Maßangaben Modelle von Vitrinen gebastelt, um vorab die Objektpräsentation testen zu können. Zeitgleich fanden Absprachen mit Grafik- und Mediendesignern sowie mit der Medientechnik statt. Damit erhielten Studierende ganz praktische Einblicke in museale Ausstellungsprozesse und wurden in Entscheidungen zur konkreten Präsentation der Objekte, der Ausstellungstexte sowie von Medienstationen einbezogen.





Facetten Jüdischen Lebens in Marburg



Objekte und Geschichten
in Personenportraits

Die Jüdische Gemeinde in Marburg

BLICK ZURÜCK: EINE WECHSELVOLLE GESCHICHTE

Seit dem 13. Jahrhundert leben Jüdinnen und Juden in Marburg. Ihre Anwesenheit in der Stadt wurde zwar geduldet, aber wirtschaftlich und sozial wurden sie ausgegrenzt.

1869 wurde die Gleichberechtigung von jüdischen und christlichen Menschen vor dem Gesetz durchgesetzt. Im Jahr 1876 wurde Hermann Cohen erster ordentlicher Professor jüdischen Glaubens an der Philipps-Universität.

Eine neue Synagoge in der Universitätsstraße repräsentierte seit 1897 ein selbstbewusstes, bürgerliches Judentum und Marburg wurde als Sitz des Provinzialrabbinats ein regionales Zentrum jüdischer Gelehrsamkeit. Doch auch in Marburg breitete sich der Antisemitismus um Otto Böckel, dem Gründer der Antisemitischen Volkspartei, aus.

NEUE SYNAGOGE IN
DER UNIVERSITÄTSSTRASSE
Foto entnommen aus: Bunk, M. (2013) in: Stadtschrift 100.

DIE ZEIT DES NATIONALSOZIALISMUS

In der Nacht vom 8. auf den 9. November 1938 setzten SA-Leute die Synagoge in Brand. Wer nicht vor der Verfolgung ins Ausland fliehen konnte, wurde in KZs verschleppt. Die meisten wurden dort ermordet.

Nach dem Krieg war Marburg eine Durchgangsstation für DPs (Displaced Persons). Viele von ihnen waren Überlebende der Konzentrationslager. Für sie war die Rückkehr in ihre alten Heimatorte meist keine Option. Manche von ihnen nahmen später aber an Besuchswochen teil, die die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit in Marburg organisierte.

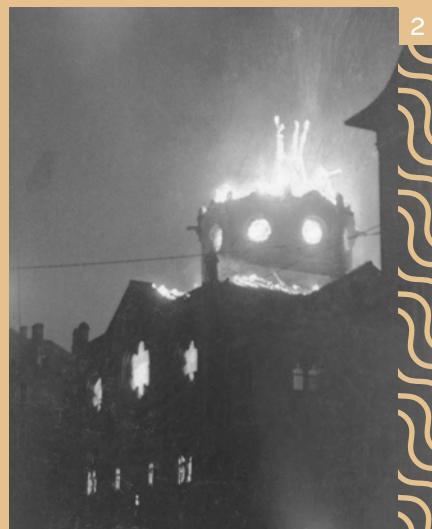




1 SYNAGOGE
in der Universitätsstraße,
1897-1938

2 BRAND DER SYNAGOGE
in der Universitätsstraße am
9. November 1938

Fotos © Bildarchiv Foto Marburg



Иудейская община в Марбурге

ВЗГЛЯД НАЗАД: ПОЛНАЯ СОБЫТИЙ ИСТОРИЯ

Иудеи поселились в Марбурге в XIII веке. Тогда с их присутствием в городе мирились с трудом, их притесняли социально и финансово. Иудеи были полностью уравнены в правах с христианами в 1869 году. В 1876 Герман Коэн стал первым ординарным профессором иудейской веры в Марбургском Университете им. Филиппа. Новая синагога, открытая в 1897 году на Университетштрассе, зажиточное городское еврейство, а сам город Марбург стал к тому времени местом провинциального раббината и региональным центром иудейского образования. В то же время стало набирать сторонников движение Антисемитской народной партии, основанной Отто Бекелом.

ВРЕМЯ НАЦИОНАЛ- СОЦИАЛИЗМА

В ночь с 8-го на 9-е ноября 1938 года национал-социалисты сожгли синагогу. Те, кто не смог скрыться от преследования или эмигрировать, были отправлены в концентрационные лагеря. Большинство из арестованных умерли жестокой смертью. После войны Марбург стал перевалочным пунктом для «перемещенных лиц», т.е. для выживших в концентрационных лагерях. Мало кто из оставшихся в живых марбургских иудеев хотел вернуться на свою старую Родину. Некоторые все же приезжали позже на недели встреч, которые организовывались Обществом христианско-иудейского сотрудничества.

EIN WIEDERBEGINN: DIE NEUGRÜNDUNG DER GEMEINDE

Der Israeli Amnon Orbach eröffnete ein neues Kapitel in der Geschichte des Judentums in unserer Stadt. Als er 1982 nach Marburg zog, vermisste er jüdisches Leben und jüdische Kultur. Deshalb gründete er 1989 die Gemeinde neu, frei nach seinem Motto:

„Wenn Dir fehlt, was Du brauchst,
dann schaff' es Dir!“

Seine Initiative fand die Unterstützung des damaligen Oberbürgermeisters Hanno Drechsler sowie von Willy Sage, der als Katholik 1961 die Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit gründete. Für einen ersten Schritt benötigte man eigene Räume. Dafür stellte die Stadt Marburg der Jüdischen Gemeinde 1989 am Pilgrimstein ein Stockwerk mit Gebetsraum zur Verfügung.

In den 1990er Jahren gewann die Gemeinde aufgrund der Zuwanderung aus dem Gebiet der ehemaligen Sowjetunion viele neue Mitglieder. Dringend wurde mehr Platz benötigt. Ein denkmalgeschütztes Gebäude in der Liebigstraße bildet seit 2005 das Herzstück jüdischen Lebens in Marburg mit einer neuen Synagoge und einem Kulturzentrum.



TORA-VOLLENDUNG: EIN INTERRELIGIÖSES FEST

Weltweit Schlagzeilen machte 2015 die Jüdische Gemeinde, als sie mit einem Festakt eine neue Tora-Rolle einweihte. Der fast fertige Text wird bei dieser Zeremonie von einem Schreiber um die letzten, noch fehlenden Buchstaben ergänzt. Dabei dürfen ausgewählte Gäste seine Hand berühren und symbolisch die wertvolle Schriftrolle mitvollenden.

Zu ihnen zählten an diesem Tag nicht nur jüdische Menschen, sondern auch Vertreterinnen und Vertreter der Stadt, der christlichen Kirchen und – dies galt als etwas ganz Besonderes – auch der Vorsitzende der Islamischen Gemeinde Marburg e.V., Bilal Farouk El-Zayat.

6 TORAVOLLENDUNG mit Toraschreiber und nicht nur jüdischen Honoratioren



2



5

GEMEINDELEBEN IN MARBURG

1 CHANUKKAHFEIER

in den neuen Gemeinderäumen

2 AUSSENANSICHT

der Synagoge in der Liebigstrasse.
Fotoaufnahme am Feiertag an der
zweiten Marburger Sukkah (Laub-
hütte) seit der Schoah, 2006

3 EHRUNG VON WILLY SAGE

durch die Stadt

4 PURIMSPIEL 2008

5 GEMEINDELEBEN

in den Synagogenräumen
am Pilgrimstein

Fotos © Monika Bunk

Foto Nr. 5 © Oberhessische Presse

НОВОЕ НАЧАЛО: НОВАЯ СИНАГОГА

Израильтянин Амnon Орбах открыл новую главу в истории иудаизма нашего города. После переезда в Марбург в 1982 году ему не хватало иудейской жизни и культуры. Поэтому в 1989 году он основал заново еврейскую общину под лозунгом:

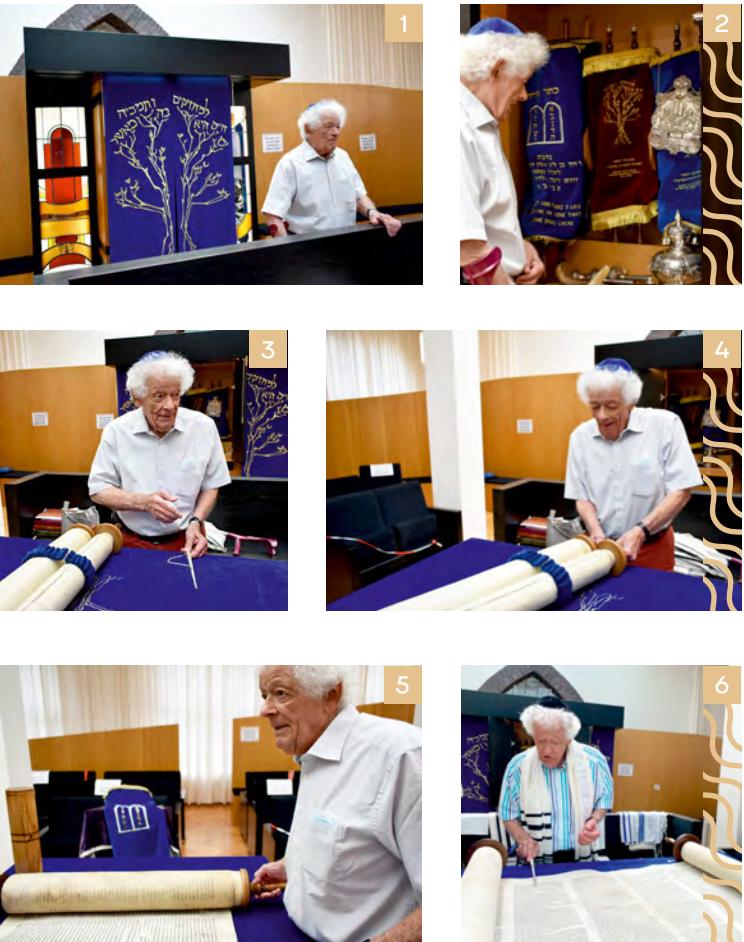
«Если у тебя нет того, что тебе нужно, тогда создай это!»

Его инициатива нашла отклик и поддержку у тогдашнего мэра города Ханно Дреxслера, а также у председателя Общества христианско-иудейского сотрудничества Вилли Заге, который, будучи католиком, основал христианско-иудейское общество. Первым камнем, заложенным в основание новой общины, стало обустройство новых помещений синагоги на улице Пильгримштайн в 1989 которые были предоставлены администрацией города Марбурга году. За счет миграции из стран бывшего СССР в общину пришло много новых членов в конце 90-х годов. Так в 2005 году бывшее офисное помещение на Либигштрассе было преобразовано в новую синагогу и стало таким образом центром иудейской жизни в Марбурге.

ЗАВЕРШЕНИЕ ТОРЫ: МЕЖРЕЛИГИОЗНЫЙ ПРАЗДНИК

В 2015 году еврейская община Марбурга попала в заголовки газет всего мира по случаю посвящения нового свитка Торы. На церемонии писец должен был дописать последние недостающие буквы. Избранным гостям разрешалось коснуться его руки и тем самым символически завершить драгоценный свиток. Среди почетных гостей в этот день были не только представители иудаизма, но и представители городской администрации, христианской церкви и председатель исламской общины Марбурга Билал Фарук Эль-Заят.

Amnon Orbach



Amnon Orbach ist das Herz und das Gesicht der Gemeinde, die er gründete und bis März 2022 als erster Vorsitzender leitete. Sein tief verwurzelter Glaube und seine Offenheit, sein Charisma und seine Lebensfreude prägen sowohl die Atmosphäre innerhalb der Gemeinschaft als auch den Dialog mit anderen Menschen, ob religiös oder nicht. Ihm verdankt Marburg eine lebendige jüdische Gemeinde. Für seine Verdienste wurde er mit der Ehrenbürgerschaft der Stadt Marburg und dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet.

Er blickt auf ein bewegtes Leben zurück: Seine Eltern kamen aus der Ukraine und Polen nach Israel. Er wuchs in Jerusalem auf und studierte u. a. in New York. Als Ingenieur arbeitete er zunächst beim israelischen Militär und anschließend in der Spielzeugindustrie. Seine heutige Frau lernte er kennen, als sie Urlaub in Israel machte. Der Liebe wegen zog er 1982 nach Deutschland, besucht aber auch regelmäßig seine alte Heimat Jerusalem.

1
AMNON ORBACH
VOR DEM
TORASCHREIN

2
BLICK IN DEN
TORASCHREIN

Fotos © Susanne Rodemeier

3-5
DIE TORA WIRD
AUSGEROLLT

6
AMNON ORBACH
REZITIERT
AUS DER TORA

TORA-VERS VON DER BAR MIZWA

Der Begriff Bar Mizwa bedeutet wörtlich „Sohn der Pflicht“. Bei diesem Ritual darf ein Junge mit 13 Jahren erstmalig im Gottesdienst zur Tora-Rolle treten und daraus rezitieren. Im Anschluss trägt er seine eigene Auslegung des Textes vor. Damit gilt er im religiösen Sinn als volljährig. Das wird mit einem gemeinsamen Festmahl gefeiert. In nicht-orthodoxen Gemeinden können auch Mädchen diese Zeremonie feiern, die Bat Mizwa „Tochter der Pflicht“, die im Alter von 12 Jahren stattfindet.

Vor fast 80 Jahren feierte Amnon Orbach seine Bar-Mizwa in Jerusalem. Noch heute erinnert er sich daran, welchen Wochenabschnitt er aus der Tora vortrug. Als er diesen im Interview spontan rezitierte, war er zu Tränen gerührt. Rückblickend beschreibt einer der Verse daraus seine Lebensleistungen sehr treffend:



הַבָּאִים יִשְׁרַׁשׁ יַעֲקֹב יָצַץ וְפַרְהָ יִשְׁרָאֵל וְמַלְאָו פְּנִירַתְבָּל תְּנוּבָה:

„In den kommenden Zeiten wird Jakob Wurzeln schlagen und Israel wird blühen und knospen. Und sie werden die Erde mit Früchten füllen.“ (Jesaja 27,6)

СТРОКИ ИЗ ТОРЫ НА БАР-МИЦВУ

Слово „бар-мицва“ буквально означает „сын обязанности“. Во время этого ритуала тринадцатилетние юноши получают право в первый раз подойти к свитку Торы в синагоге и прочитать оттуда отрывок. Также юноши могут предложить свое собственное толкование текста. Таким образом они становятся совершеннолетними в религиозном смысле. Это событие отмечают праздничным обедом. В иудаизме либерального толка этот ритуал проходят и девочки двенадцати лет. В таком случае ритуал называется Бат-Мицва.

Почти 80 лет назад Амнон Орбах праздновал свою Бар в Иерусалиме. И даже сегодня он помнит еженедельный отрывок, который он тогда прочитал. Когда на интервью он спонтанно вновь произнес его, у него выступили слезы на глазах. Одна из этих строк очень точно описывает заслуги самого Амнона Орбаха.



הַבָּאִים יִשְׁרַׁשׁ יַעֲקֹב יָצַץ וְפַרְהָ יִשְׁרָאֵל וְמַלְאָו פְּנִירַתְבָּל תְּנוּבָה:

“В грядущие дни укоренится Иаков, даст отпрыск и расцветет Израиль; и наполнится плодами вселенная” (Исаия 27:6).

Амнон Орбах

* 1930 год в Иерусалиме (современный Израиль)

Амнон Орбах является сердцем и лицом общины, которую он основал в Марбурге и которой он руководил до марта 2022 года в качестве первого председателя. Его искренняя вера и открытость, его харизма и жизнелюбие способствуют не только уютной атмосфере в общине, но и диалогу с людьми других религий. Ему Марбург может быть благодарен за возрождение действующей иудейской общины в городе. За свои заслуги господин Орбах получил звание почетного гражданина города Марбург и крест «за заслуги

перед Федеративной Республикой Германией». У г-на Орбаха очень насыщенная жизнь: Его родители переехали из Украины и Польши в Израиль. Он сам вырос в Иерусалиме и учился во многих местах, включая Нью-Йорк. Сначала он работал инженером в израильской армии, а потом в сфере производства игрушек. Со своей будущей женой он познакомился в Израиле, куда она приехала в отпуск. В 1982 вслед за своей любовью он переехал в Германию, но до сих пор регулярно посещает свою Родину – Иерусалим.



INNENRAUM DER HEUTIGEN SYNAGOGE
IN DER LIEBIGSTRASSE

Foto © Heike Luu

SYNAGOGENSTUHL

Die Marburger Synagoge ist das Lebenswerk von Amnon Orbach. Er gestaltete sie mit Sinn für Tradition, aber auch für moderne Ansprüche. Das gilt auch für die Synagogenstühle: In einem Kibbuz am See Genezareth bauten Handwerker mehrere Modelle, von denen Amnon Orbach in Marburg das bequemste auswählte. Einer der Prototypen wurde in der Ausstellung gezeigt.



„Alle Juden weltweit beten lange an Rosh ha-Shana (Neujahr) und an Jom Kippur (Versöhnungstag), acht Stunden lang! Seit meiner Kindheit habe ich es gehasst, so lange unbequem zu sitzen! Also habe ich lange gesucht. Diese Stühle sind alle in Israel produziert worden. Dort kann man mit Menschen reden, die sich darauf verstehen, gute Synagogenstühle zu machen.“

КРЕСЛА В СИНАГОГЕ

Делом всей жизни Амнона Орбаха стала синагога в городе Марбург, которую он оборудовал не только согласно всем традициям, но и согласно современным представлениям о комфорте. Это же касается и кресел в синагоге: в киббуце у Генисаретского озера ремесленники изготовили несколько разных моделей, и Амнон Орбах выбрал для марбургской синагоги самые удобные. один из прототипов этих кресел был представлен на выставке.



“Все иудеи во всем мире очень долгое время проводят в молитве на Рош ха-Шана (Новый год) и Йом Киппур (День Искупления), целых восемь часов! С детства мне очень не нравилось так подолгу сидеть на неудобных сиденьях. Поэтому я так долго искал подходящие. Все эти кресла произведены в Израиле. Только там можно договориться с людьми, которые знают толк в производстве хороших кресел для синагоги.”

TORA-SCHREIN
DER JÜDISCHEN
GEMEINDE MARBURG,
LIEBIGSTRASSE 21 A

Foto © Heike Luu



DEUTSCH UND OST- EUROPÄISCH, ORTHODOX UND LIBERAL: DIE GEMEINDE HEUTE

Das Leben in der Gemeinde ist von einer Vielfalt kultureller Traditionen und religiöser Standpunkte geprägt. Die meisten Mitglieder stammen aus der ehemaligen Sowjetunion, dazu kommen Menschen aus Deutschland und Israel.

Im Gottesdienst gelten orthodoxe Traditionen, aber unter den Gemeindemitgliedern findet sich das gesamte Spektrum theologischer Ansichten. Einen eigenen Rabbiner kann sich die Gemeinde nicht leisten. Dafür prägt der orthodoxe Religionslehrer Beni Pollak die Gemeinde, die er neben

vielen anderen hessischen Gemeinden wöchentlich besucht. Religionskunde, Hebräischunterricht und Jugendarbeit liegen in seinen Händen. Auch mit Jüdinnen und Juden der Gemeinde, die nicht religiös sind, aber die Gemeinschaft, die kulturellen Aktivitäten und den politischen Austausch schätzen, ist er im Gespräch und diskutiert mit ihnen – im Corona-Jahr 2022 über Skype.

Der ganze Gemeinde ist ein offenes Haus für Gäste eine Herzensangelegenheit. Jeder kann hier jüdische Traditionen erleben. Damit trägt die Gemeinde zum offenen Charakter der Stadt bei.

FEIERN IN DER
JÜDISCHEN GEMEINDE
gemeinsam mit dem
Religionslehrer Beni Pollak

Foto © aus der
Privatsammlung Peuzner



НЕМЦЫ И РУССКИЕ, ПРАВОСЛАВНЫЕ И ЛИБЕРАЛЫ: ОБЩЕСТВО СЕГОДНЯ

Многокультурные традиции и религиозные взгляды определяют повседневную жизнь общин. Большинство членов организации – выходцы из бывших советских республик, некоторые – из Германии и Израиля.

В богослужении преобладают консервативные традиции, но среди членов общин можно найти весь спектр богословских взглядов. Конгрегация не может позволить себе собственного раввина. Вместо этого ортодоксальный религиозный учитель Бени Поллак вносит свой вклад в жизнь общин, которую он посещает еженедельно, наряду со многими другими общинами в Гессене. Религиозное образование, уроки иврита и работа с молодежью находятся в его руках. Он также беседует в общине с нерелигиозными евреями, которые ценят общину за культурные мероприятия и обмен политическими мнениями – в 2022 году, во время пандемии, эти беседы происходили по Скайпу.

День открытых дверей для гостей – дело, близкое сердцу всей общине. Здесь каждый может познакомиться с еврейскими традициями. Таким образом, сообщество вносит свой вклад в открытый характер города.



GLASDACH DER HEUTIGEN SYNAGOGE
IN DER LIEBIGSTRASSE

Foto © Heike Luu





1
WANDGESTALTUNG
„DIE JÜDISCHE GEMEINDE
IN MARBURG“

2
WANDGESTALTUNG
„AMNON ORBACH, GRÜNDER
DER HEUTIGEN JÜDISCHEN
GEMEINDE IN MARBURG“

3
MEDIENSTATION MIT DEM
BAR MIZWA-LIED VON AMNON
ORBACH UND EINEM FILM
ÜBER DEN BAU DER HEUTIGEN
SYNAGOGE

Fotos © Joanna Czajka



Viele Wege führen nach Marburg



1 FAMILIE PEVZNER MIT DEM
GEMIETETEN REISEBUS



„KONTINGENTFLÜCHTLINGE“ AUS DER EHEMALIGEN SOWJETUNION

Bis Ende der 1980er Jahre kämpften viele jüdische Gemeinden in Deutschland mit rückläufigen Mitgliederzahlen. Das änderte eine Erklärung der noch bestehenden DDR, die im Jahr 1990 Jüdinnen und Juden aus den GUS-Staaten Asyl zusagte. Die Bundesrepublik griff ein Jahr später diesen Beschluss auf und öffnete ihre Grenzen für jüdische Kontingentflüchtlinge. Sie erhielten Zugang zu Sprachkursen, eine Arbeitserlaubnis und konnten Asyl beantragen. Rund 220.000 Menschen kamen im Rahmen dieses Abkommens nach Deutschland.



2

FRAU IZMAYLOVA

in ihrer ganz persönlichen
Science-Fiction Geschichte im
Dorf Albshausen

3

FAMILIE PEVZNER

mit einem Slavistik-Studenten,
der Russisch sprach

4

PESSACH-FEST

Die ganze Familie Peuzner beim
ersten Pessach-Fest ihres Lebens.
Es fand in Deutschland statt.

Foto Nr. 2 © Privatbesitz Familie Izmaylova
Fotos Nr. 1, 3, 4 © Privatbesitz Familie Peuzner

Многие дороги ведут в Марбург:

„КОНТИНГЕНТНЫЕ БЕЖЕНЦЫ“:
ИЗ БЫВШЕГО СОВЕТСКОГО
СОЮЗА.

До конца 1980-х годов многие еврейские общины в Германии боролись с сокращением числа членов. Все изменилось с принятием закона в 1990 году тогда еще существовавшей ГДР предоставить убежище евреям из стран СНГ. Федеративная Республика приняла это решение годом позже и открыла свои границы для контингента еврейских беженцев. Им был предоставлен доступ к языковым курсам, разрешение на работу и возможность подать прошение о предоставлении убежища. По этому соглашению в Германию прибыло около 220 000 человек.

LEBENS-WEGE DER INTERVIEWTEN



**Amnon
Orbach**



**Bella
Izmaylova**



**Boris
Wendel**



**Grigori
Bykhovski**



**Max
Bär**



**Monika
Bunk**



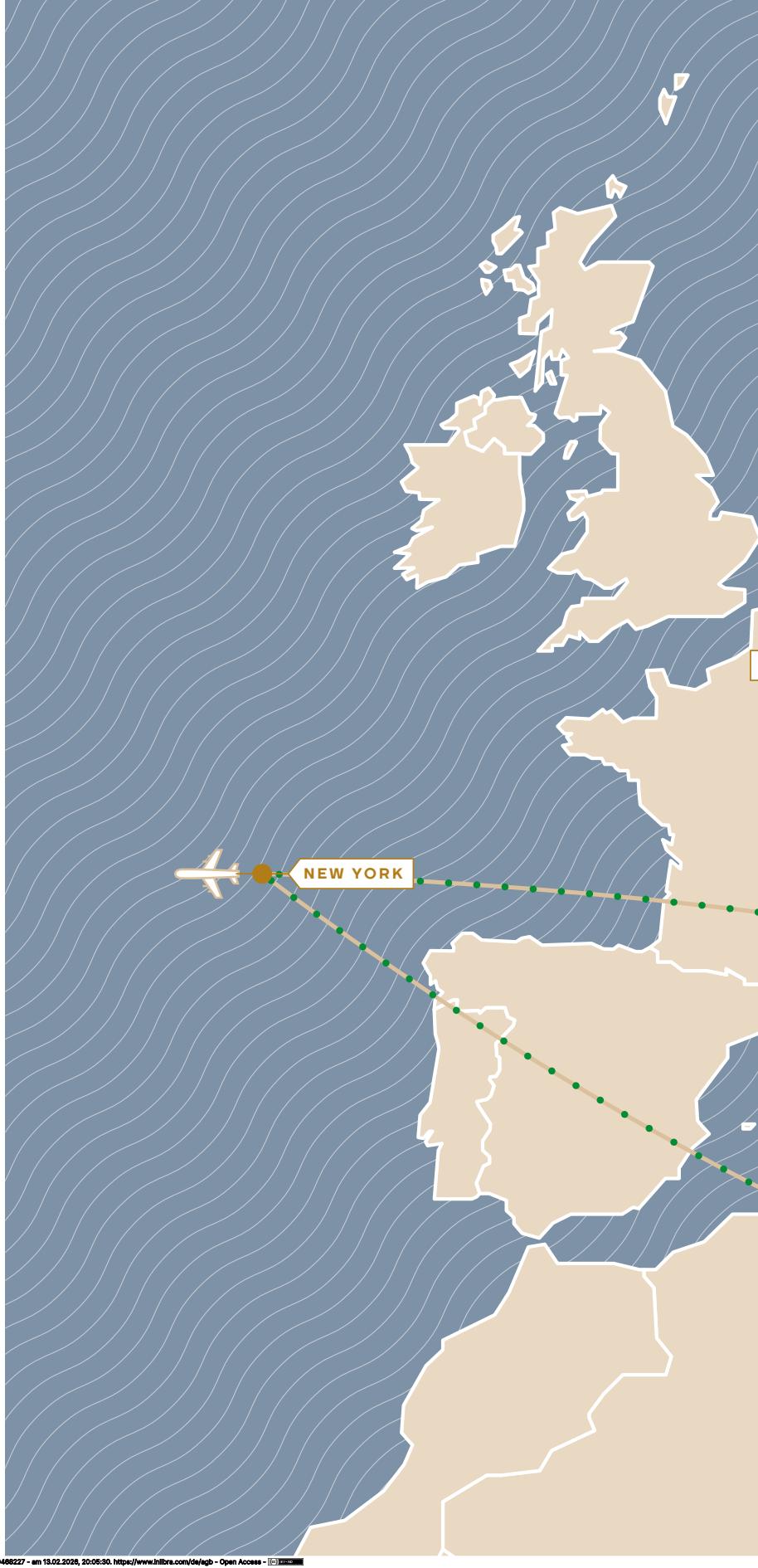
**NineL
Levandovska**



**Polina
Pevzner**



**Thorsten
Schermund**





Ninel
Levandouska



„Gorbatschow kam an die Macht. Für Deutschland, für die Weltpolitik, war er sehr gut. Aber wir Juden, wir fragten uns: Wird er etwas gegen den staatlichen Antisemitismus in unserem Land sagen? Wird er sagen: ,Es ist nicht richtig. Wir werden das anders machen?‘ Wir warteten, warteten, warteten – nein. Kein Wort, glauben Sie mir, kein Wort hat er gesagt. (...) Wir waren zwar ein bisschen freier geworden, aber schlechte Menschen verstanden diese Freiheit auch als die Freiheit zum Bösen. Früher war der Antisemitismus ein bisschen verdeckt. Zur Zeit von Gorbatschow wurde er dagegen größer.“

Ich ging einmal in die Stadtmitte, da verkaufte jemand an einem Stand Bücher. Ich komme und der Verkäufer nimmt ein Buch und verdeckt es. Ich warte. Er geht zur Seite, ich nehme dieses Buch, das er versteckt hat. Wissen Sie, was es war?

Das war die Rede von Göbbels. Die Rede von Göbbels auf Russisch. Da haben wir verstanden, dass die Perestroika nicht für uns gedacht ist.“

Polina
Peuzner



„Mein Schwiegervater Alexander Peuzner, der viele Jahre im Vorstand der jüdischen Gemeinde war, war ein großer Ingenieur (...). Und einmal, das war natürlich schon nach der Wiedervereinigung, ist er auch nach Westdeutschland gefahren und da hat er in einer Kirche eine Ausstellung gesehen zum Thema Wiedergutmachung, Antisemitismus, Bekämpfung von Nazi-Gedankengut und so weiter. Das hat ihm sehr, sehr gut gefallen.“

Er war fasziniert und hat gesagt: ,Leute, Antisemitismus gibt es überall auf der Welt. Aber wenn er irgendwo bekämpft wird, dann in Deutschland.“

AUSGERECHNET NACH DEUTSCHLAND?

In den letzten Jahren der Sowjetunion beförderten wirtschaftliche Krisen und politische Unruhen Nationalismus und Rechtsextremismus.

Die meisten Juden und Jüdinnen waren mit der atheistischen Staatsideologie aufgewachsen und hatten wenig Bezug zur Religion ihrer Vorfahren. Dennoch erfuhren sie staatlichen Antisemitismus: Quoten bestimmten den Zugang zu Studienplätzen und bestimmte Berufe waren ihnen verwehrt.

1,5 Mio. Juden und Jüdinnen wanderten damals aus – die meisten entschieden sich für Israel. Aber warum kamen auch viele nach Deutschland?

Viele sahen sich wegen dieser Entscheidung mit Unverständnis und Vorwürfen konfrontiert, schließlich wurde in Deutschland wenige Jahrzehnte zuvor jüdisches Leben fast vollständig ausgelöscht. Trotz alledem überwog bei unseren Interviewpartnerinnen und -partnern die Hoffnung, dass die Deutschen aus der Vergangenheit gelernt hätten.

ANKOMMEN IN MARBURG

In kleinen Dörfern des Landkreises wurden die Neuankömmlinge untergebracht. Gewöhnt an ein Leben in Großstädten wie Kiew oder Sankt Petersburg bedeutete dies eine erhebliche Umstellungen.

Dazu kamen die fremde Sprache, die Bürokratie im fremden Land, der Zwang, neue Berufe zu ergreifen, weil Ausbildungen und Abschlüsse oft nicht anerkannt wurden. Die jüdische Gemeinde leistete bei all dem wertvolle Integrationsarbeit: Sprachkurse, Hilfe bei Amtsgängen und bei der Wohnungssuche. Es halfen sowohl die alt-eingesessenen Gemeindemitglieder als auch die Zugewanderten selbst. So hatte beispielsweise der ukrainische Ingenieur Alexander Peuzner über 20 Jahre den stellvertretenden Vorsitz der Gemeinde inne. Er half bei der Integration von Neuankömmlingen und beaufsichtigte maßgeblich die Umbauarbeiten an der neuen Synagoge.



Polina
Peuzner

„Am 9. November '92 (...) gab es ein Gerücht, dass Rechtsradikale einen Anschlag zum Jahrestag der Pogromnacht 1938 planen. (...) Es war nicht nur gegen Juden, sondern gegen Ausländer insgesamt gerichtet. Also, es war gegen dieses Asylheim gerichtet und die deutschen Nachbarn haben Wache gehalten (...), man stand die ganze Nacht lang Wache. (...) Ein schönes Zeichen, das war für uns sehr rührend, das war klasse.“



Bella
Izmaylova

„Zuerst haben wir in einem Heim gewohnt. Das war in einem kleinen Dorf, Alshausen, ohne Geschäfte, ohne Bank, ohne Arzt, fünf oder sechs Straßen, das wars. (...) Ein Bus nach Marburg fuhr einmal am Tag. (...) So wenige Leute – abends habe ich gesagt: Das ist wie in einer Science-Fiction Geschichte, es gibt keine Menschen mehr!“



Polina
Peuzner

„Jüdisch im sowjetischen Sinne des Wortes – hier kann man das kaum als jüdisch bezeichnen. Wir sind alle jüdischer Abstammung, aber die meisten sind keine religiösen Juden (...). Als wir gekommen sind, konnte man das in der jüdischen Gemeinde (...) gar nicht verstehen: Was sind das für Leute, warum hat man sie als Juden hier rein gelassen? (...)

Alles, was ich über die jüdische Religion weiß, habe ich hier in Marburg gelernt.

Bis dahin kannte ich ein paar jiddische Wörter, das war alles, was bei mir jüdisch war. Ich hatte meinen Nachnamen, ich hatte meine Familien geschichte, aber sogar meine Großeltern (...) waren nicht religiös, alle vier waren absolut weit von der Religion entfernt.“

JUDENTUM OHNE RELIGION

Die Synagoge war ein sozialer Treffpunkt, an dem Interessierten religiöses Wissen vermittelt wurde. Das Judentum galt in der Sowjetunion als Volks zugehörigkeit, nicht unbedingt als Bekenntnis zu einer Religion. Die wenigsten kannten oder praktizierten religiöse Riten. Viele der in der Ausstellung gezeigten Dinge erinnern deshalb an den Alltag in der Sowjetunion oder sind Familienerbstücke.

Нинель
Левандовска



„Горбачев пришел к власти. Для Германии, для мировой политики это было очень хорошо. Но мы, евреи, спрашивали себя: скажет ли он что-нибудь о государственном антисемитизме в нашей стране? Сказал бы он: „Это неправильно! Мы изменим это!“ Мы ждали, ждали, ждали – нет. Ни одного слова, поверьте мне, ни одного слова! (...) Мы, конечно, стали немного свободнее, но плохие люди восприняли эту свободу как свободу делать плохие вещи. В прошлом антисемитизм был немного скрыт. При Горбачеве антисемитизм был широко распространен. Однажды я шла по городу. На улице продавались книги. Я подхожу к столу, продавец берет книгу и прячет ее. Я жду. Он отворачивается. Я беру книгу, которую он спрятал. Вы знаете, что это была за книга? Это были речи Геббельса. Речи Геббельса на русском языке! Тогда мы поняли, что перестройку придумали отнюдь не для нас.“

Полина
Певзнер



„Мой тестя, Александр Певзнер, который много лет входил в правление еврейской общины, был известным инженером (...). Однажды, это было, конечно, после объединения Германии, он поехал в Западную Германию и посетил выставку в церкви о reparations, антисемитизме, национал-социалистических идеях и тому подобном. Выставка ему очень, очень понравилась. Он был очень доволен и сказал: „Люди, антисемитизм есть везде в мире! Но если где-то и ведется борьба против этого, так это в Германии!“.

ИМЕННО В ГЕРМАНИЮ?

В последние годы существования Советского Союза экономические кризисы и политические волнения способствовали росту национализма и праворадикализма.

Большинство евреев выросли в условиях атеистической государственной идеологии и были мало связаны с религией своих предков. Однако они сталкивались с государственным антисемитизмом: квоты определяли доступ к местам в университетах, а некоторые профессии были для них закрыты. 1,5 миллиона евреев эмигрировали – большинство выбрали Израиль в качестве своего нового дома, но многие также переехали в Германию. Они столкнулись с непониманием и упреками. в конце концов, еврейская жизнь в Германии была почти полностью уничтожена несколькими десятилетиями ранее. Тем не менее, у многих наших собеседников была надежда, что немцы извлекли урок из истории.

ПРИБЫТИЕ В МАРБУРГ

Новые граждане были первоначально размещены в лагерях беженцев в небольших деревнях в округе Марбург-Биденкопф.

Для тех, кто привык жить в больших городах, таких как Киев или Санкт-Петербург, это означало большие перемены.

К этому прибавились новый язык, бюрократия в новой стране, а также необходимость обучаться новым профессиям, так как иностранное университетское образование не всегда признавалось. Еврейская община провела очень важную интеграционную работу: языковые курсы, помочь в общении с властями и поиске жилья. Помогали как давно состоявшиеся члены общины, так и сами иммигранты. Например, украинский инженер Александр Певзнер был заместителем председателя общины более 20 лет. Он помогал интегрировать новичков и руководил ремонтом новой синагоги.

Полина Певзнер



„9 ноября 1992 года (...) ходили слухи, что праворадикалы планируют теракт в годовщину Хрустальной ночи 1938 года. (...) Нападение было направлено не только против евреев, но и против всех иностранцев. Угроза была направлена на наш приют для беженцев, и немецкие соседи стояли на страже всю ночь (...) (...) Какой прекрасный знак! Это было очень трогательно для нас, это было здорово!“

Белла Измайлова



„Сначала мы жили в лагере. Это было в маленькой деревушке Альбсхаузен. Здесь не было ни магазина, ни банка, ни врача, пять или шесть улиц и все. (...) Автобус до Марбурга ходил один раз в день. (...) и так мало людей, что вечером я сказала: „Это похоже на фантастическую историю, здесь больше нет людей!“.

БЫТЬ ЕВРЕЕМ БЕЗ РЕЛИГИИ

Синагога была местом для общественных встреч. В нем заинтересованные люди получали религиозные знания. В Советском Союзе принадлежность к еврейскому народу считалась этнической принадлежностью, а не обязательно приверженностью к религии.

Очень немногие люди знали или практиковали религиозные обряды. Поэтому многие из выставленных здесь вещей напоминают о повседневной жизни в Советском Союзе или являются семейными реликвиями.

Полина Певзнер



„Еврей“ в советском понимании этого слова – это не то же самое, что понимается здесь под этим словом. Мы все еврейской крови, но не религиозны (...) Когда мы приехали сюда, никто не мог этого понять в еврейской общине: (...) Кто эти люди? Почему им разрешили приехать сюда как евреям? (...) Все, что я знаю о еврейской религии, я узнала здесь, в Марбурге. До этого я знала несколько слов на идише, и это было все, что было во мне еврейского. У меня есть моя фамилия, история моей семьи, но даже мои бабушки и дедушки не были религиозными. Все четверо были абсолютно далеки от религии.“



1

WANDGESTALTUNG
„VIELE WEGE FÜHREN
NACH MARBURG“

2

MEDIENSTATION ZEIGTE
DIE PERSÖNLICHEN
ROUTEN ALLER PERSONEN
DER AUSSTELLUNG NACH
MARBURG

Fotos © Joanna Czajka



Viele Wege führen nach Marburg

„KONTINGENTFLÜCHTLINGE“ AUS DER EHEMALIGEN SOWJETUNION

Bis Ende der 1980er - Jahre klopften viele jüdische Gemeinden in Deutschland mit rückläufigen Mitgliederzahlen.

Die Bundesrepublik griff ein Jahr später diesen Beschluss auf und öffnete ihre Grenzen für jüdische Kontingentsflüchtlinge. Sie erhielten Zugang zu Sprachkursen, eine Arbeitsverleihurkunde, aber nicht automatisch die deutsche Staatsbürgerschaft.

Etwa 220 000 Menschen kamen im Rahmen dieser Rettung von nach Deutschland

The logo for the Police Director, featuring the text "Police Director" in a blue box with a small portrait of a man to the right.

„Mein Schwerpunkt ist Alexander Puschkin, der viele Jahre im Vorstand der jüdischen Gemeinde war, war ein großer Ingenieur (...). Und zweitens, dass wir natürlich sollten nach der Wiedervereinigung bei er noch Wiederaufschwung gefahren und da hat er in einer Kirche ein Ausstellung gewidmet zum Thema Wiedervereinigung, Antisemitismus, Reaktionismus von Nazi-Gedenktag und so weiter. Das hat ihm sehr viele gute ausgeschafft.“

Er war bestreitbar und hielt gesagt: „Wenn
Kontinuität besteht gibt es Gewalt auf der Welt.
Aber wenn es irgendwas beendigt wird,
dann ist Beendung.“

AUSGERECHNET
NACH DEUTSCHLAND?

In den letzten Jahren der Sowjetunion beförderten wirtschaftliche Krisen und politische Unruhen Nationalismus und Rechtsextremismus. Die meisten Juden und Jüdinnen waren mit der atheistischen Staatsideologie aufgewachsen und hatten wenig Bezug zur Religion ihrer Vorfahren.

Dennoch erlitten sie ständige Antisemitismus. Quoten bestimmter Zugang zu Studienplätzen und best. Berufe waren ihnen verwehrt.

1,5 Mio. Jüdinnen und Juden wanderten aus, die meisten entschieden sich für Israel. Aber warum kommen auch viele nach Deutschland? [Meine Freunde sind jetzt wieder hier](#)

Entscheidung mit Verständnis und Vorwürfen konfrontiert, schließlich wurde in Deutschland wenige Jahrzehnte zuvor jüdisches Leben fast vollständig ausgelöscht. Trotz alledem überwog bei unseren Interviewpartnerinnen und -partnern die Hoffnung, dass die Deutschen aus der Vergangenheit gelernt hätten.

Das war die Runde vom Götzbecks.
Die Runde von Götzbecks auf Wasserball.
Sie haben alle verstanden, dass die
Penaltykette nicht für uns gekommen ist.



ANKOMMEN IN MARBURG

In kleinen Dörfern des Landkreises wurden die Neuerbauten untergebracht. Gewohnt an ein Leben in Großstädten wie Kassel oder Berlin bedeutete dies erhebliche Umstellungen. Dazu kam die fremde Sprache, die Bürokratie im heimischen Land, der Zwang, neuen Berufen zu ergründen, weit Ausbildung und Abschaffung

Dabei halfen sowohl die obengesessenen Gemeindemitglieder als auch die Zugewanderten selbst. So hatte beispielsweise der ukrainische Ingenieur Alexander Peuzner über 20 Jahre den stellvertretenden Vorsitz der Gemeinde inne. Er half bei der Integration von Neuzugewanderten und leitete die Umstrukturierungen an der neuen Synagoge.

A small image showing a snow-covered car parked in front of a building.

JUDENTUM
OHNE RELIGION

Bis heute ist die Synagoge ein sozialer Treffpunkt. Sie bietet Raum, um Interessierten religiöses Wissen zu vermitteln. Jüdisch-Sein geht in der Sopotonian als Vollzugsgebräuch nicht unbedingt als Bekehrung zu einem Gottes, sondern jemand kennt oder praktiziert religiöse Riten.

Viele der hier ausgestellten Dinge erinnern deshalb an den Alltag in der Sopotonian oder an Familienherbäume.

„Jüdlich im sozialen Sinn des Wortes – hier kann man das kaum als „Jüdisch“ bezeichnen. Wir sind alle jüdischer Abstammung, aber die meisten sind keine religiösen Juden (...) Als ein gekommen sind, konnte man in der jüdischen Gemeinde (...) gar nicht verstehen: Was ist das für Leute, wahren halt nie ein als Juden hier rein gekommen? (...)“

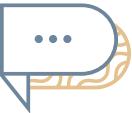
Wie dahin kommtest ich als paar jüdische Wörter
dass vor off's, was hier mir jüdisch sei.
Ich hatte jemals Nachnamen, ich hatte meine
Familienangstgeschichte, aber sogar meine
Großeltern (z. J.) waren nicht jüdische, alle vier
sind, absolut weiß sonst der jüdische war nicht



Polina Pevzner

Polina Pevzner fühlt sich besonders über ihre Abstammung mit dem Judentum verbunden, denn sie hat...



 „... das Gefühl, dass das die Religion von meinen Urahnen ist, dass das die Religion ist, dank der mein Volk überlebt hat (...) und nicht zwischen anderen Völkern untergegangen ist. Aber zur Religion habe ich immer noch keine Verbindung. Ich bin absolut nicht religiös. Unsere jüdische Gemeinde in Marburg ist zwar orthodox, aber dank Amnon lebt sie eher als Kulturgemeinde (...). Da gehöre ich eindeutig zu, da gibt es keinen Zweifel.“

Sie und ihre Familie waren die ersten, die 1992 als sogenannte Kontingentflüchtlinge in den Landkreis kamen:

 „Ich selber habe keine Angst gehabt. Ich war neugierig, war natürlich gespannt, wie das alles klappt. Aber wir waren absolut sicher, entschlossen auszureisen. (...) Und dann sind wir ins völlig Ungewisse gefahren, da wir gar keine Information hatten. Denn es war keiner vor uns gefahren, der ein Vorbild hätte sein können.“

Heute arbeitet Polina Pevzner als IT-Spezialistin und engagiert sich in der Kulturarbeit für die Gemeinde.



Fotos © Susanne Rodemeier

Полина Певзнер

*1963 в Харькове (Украина)

Полина Певзнер чувствует особую связь со своим происхождением и с иудаизмом, поскольку...

„у меня такое чувство, что это вера моих предков, что это вера, с помощью которой мой народ смог выжить (...) и не раствориться среди других народов. Но с религией как таковой у меня все еще нет связи. Я совсем не религиозна. Хоть наша иудейская община в Марбурге и ортодоксальная, но благодаря Дьмному мы существует скорее как культурное сообщество (...), к которому я однозначно принадлежу, вне всякого сомнения.“

Госпожа Певзнер и ее семья были в числе первых контингентных беженцев, которые в 1992 году приехали в округ Марбург-Биденкопф:

„У меня самой не было никакого страха. Мне было интересно, конечно, я переживала, как все сложится. Но мы были совершенно точно настроены на переезд. (...) Тогда мы поехали в полную неизвестность, так как не располагали никакой информацией и до нас никто [из наших друзей] не переезжал, чтобы послужить нам примером.“

Сегодня она работает ИТ-специалистом, а свободное время посвящает организации культурных мероприятий в общине.



SCHACHBRETT

Schach genoss in der Sowjetunion große Popularität. Auf diesem Brett spornen Fotos von Schach-Weltmeistern die Spielerinnen und Spieler zu Höchstleistungen an. Polina Peuzners Vater kaufte es in den 1970 er Jahren. Heute bevorzugt sie ein anderes Brett, wenn sie mit ihrer über 90-jährigen Mutter, Ninel Levandouska, spielt. Das Erbstück hält sie jedoch in Ehren, da es sie an ihr Familienleben in der Sowjetunion und den sowjetischen Schachweltmeister Garri Kimowitsch Kasparow erinnert.

ШАХМАТНАЯ ДОСКА

Шахматы были очень популярным хобби в Советском Союзе. Фотографии известных гроссмейстеров вдохновляли игроков. Отец Полины Певзнер купил эту шахматную доску в 70-х гг. Теперь она перешла госпоже Певзнер по наследству. Конечно, сегодня она предпочитает играть со своей 90-летней мамой Нинель Левандовской на другой доске. Но старую до сих пор хранит как память об истории своей семьи в СССР и о советском шахматисте Гарри Кимовиче Каспарове.





Fotos © Heike Luu

ANSTECKER

Die Buttons des Clubs der Hobby- Liedermacher stammen aus den Jahren 1982 und 1983. Damals trafen sich Musikerinnen und Musiker aus der ganzen Sowjetunion und musizierten zusammen. In Deutschland führt Polina Pevzner ihre Leidenschaft weiter und lädt russisch-sprachige Künstlerinnen und Künstler nach Marburg ein. Sie organisiert Konzerte für das Kulturprogramm der jüdischen Gemeinde.

ЗНАЧКИ

Значки клуба любительской песни у Полины Певзнер датированы 1982 и 1983 гг. Тогда барды съезжались со всего Советского Союза, чтобы попеть вместе. Страсть к музыке госпожа Певзнер не утеряла и после переезда в Германию: в Марбург она приглашает русских музыкантов и сегодня она организует концерты для культурной программы еврейской общины.



Ninel Levandovska

Gerade einmal zehn Jahre alt war Ninel Levandovska, als der Zweite Weltkrieg ausbrach und ihre Familie zur Flucht zwang. Ihr Weg führte sie von Odessa quer durch die Ukraine bis an den Ural und von dort in ein kleines tatarisches Dorf, in dem sie trotz Krankheiten und Kälte zwei Jahre ausharren musste. Ab 1943 lebte sie im ukrainischen Charkiw, absolvierte ein Chemie-Studium und arbeitete im Labor eines Traktorenwerkes. Zusammen mit ihrer Tochter Polina Pevzner und ihrer ganzen Familie wanderte Ninel Levandovska 1992 nach Deutschland aus. Sie glaubt nicht an Gott und betont, dass es vor allem darauf ankommt, ein guter Mensch zu sein:



„Ich bin Atheistin. (...) Gott sei Dank gibt es gute Leute – mit Religion oder ohne Religion. Ich bin ohne Religion. Aber ich denke, ich bin nicht der schlechteste Mensch. Ich schätze und verstehe alle Menschen, das reicht mir schon.“

Нинель Левандовска

*1929 в Николаеве (Украина)

Маленькой Нинель Левандовской едва исполнилось десять лет, когда началась Вторая мировая война и ее семье пришлось бежать. Ее путь лежал Одессы через всю Украину на Урал в маленькую татарскую деревню, где ей пришлось жить два года, несмотря на холод и болезни. С 1943 года она жила в украинском городе Харькове, где изучала химию и работала в лаборатории на тракторном заводе. Вместе со своей дочерью Полиной Певзнер и всей семьей она переехала в Германию в 1992 году. Она не верит в Бога и подчеркивает, что самое главное – быть хорошим человеком:

„Я атеист. (...) Слава Богу, есть хорошие люди, как верующие, так и неверующие. Я неверующая. Но я думаю, что я не самый плохой человек. Я уважаю и понимаю всех, и мне этого достаточно.“



Foto © Ninel Levandouska (privat)



SAMMLUNG VON STREICH-HOLZSCHACHTELN

Ihr gesamtes Arbeitsleben war Ninel Levandouska als Ingenieurin in einer Traktorenfabrik tätig. Zum 60. Firmen-jubiläum erhielt sie ein besonderes Geschenk: Eine Sammlung von Streichholzschachteln mit Abbildungen der dort produzierten Traktoren-Modelle. Sie erinnern sie an ihr letztes Jahr in der Sowjetunion.

КОЛЛЕКЦИЯ СПИЧЕЧНЫХ КОРОБКОВ

Нинель Левандовская всю жизнь проработала инженером на тракторном заводе. К 60-летию завода все сотрудники получили специальный подарок: коллекцию спичечных коробков с рисунками всех моделей тракторов, выпускавшихся на заводе. Эти спичечные коробки до сих пор напоминают ей о последнем году ее жизни в Советском Союзе.

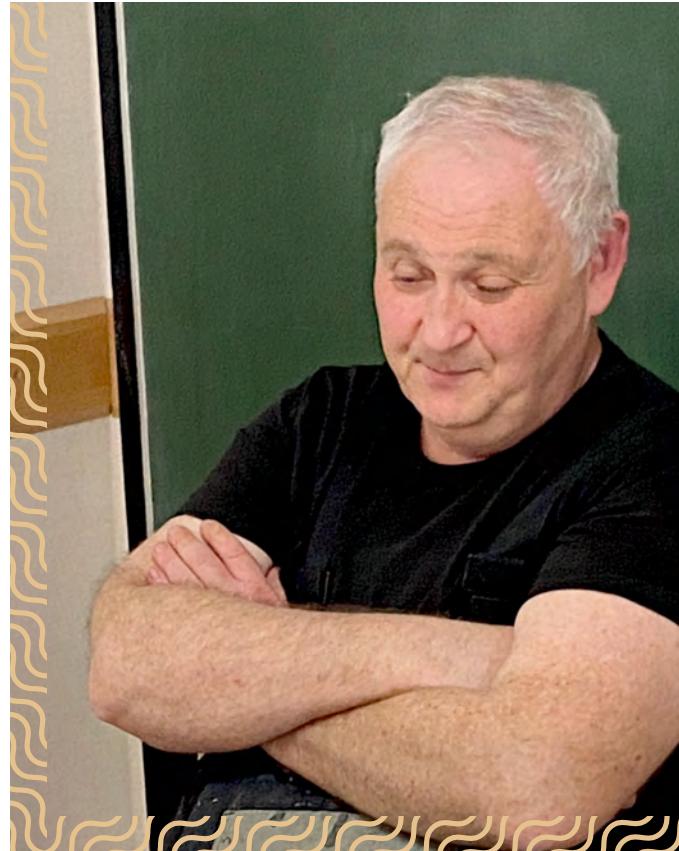


Grigori Bykhovski

Als Hausmeister der Synagoge ist er für fast alles zuständig: Er führt Reparaturen aus, betreut die Gemeinde-Homepage und erfindet Kinderspielzeug für die Sonntagsschule. In Russland arbeitete er im Wärmekraftwerk von Sankt Petersburg. 1997 wanderte er mit seiner Familie nach Deutschland aus. Schubladendanken lehnt er ab, auch im religiösen Bereich:



„Wenn ich das möchte, kann ich Kippa tragen und auch für mein Enkelkind habe ich eine Kippa gekauft. Also das ist kein Problem für uns (...). Ich bin sozusagen nicht praktizierender Jude. Ich habe niemals die Frage gestellt, ob meine Frau Jüdin oder Nicht-Jüdin sein soll.“



Aus dieser kritischen Haltung heraus nahm er auch unsere Suche nach „jüdischen Objekten“ humorvoll aufs Korn:



„Schauen Sie, ich baue zum Beispiel einen Schrank. Das ist dann ein 100 % jüdischer Schrank, weil er von mir gebaut wurde. Wenn es kommunistische Zeiten wären, hätte der Schrank eine Sichel und einen roten Stern, dann wäre es eben ein kommunistischer Schrank.“

Григорий Быховский

*1963 в Санкт-Петербурге
(Российская Федерация)

Григорий Быховский – мастер на все руки, и как завхоз синагоги он отвечает практически за все: ремонтирует, поддерживает сайт общины и изобретает игрушки для воскресной школы. В России он работал на теплоэлектростанции в Санкт-Петербурге, а в 1997 году переехал с семьей в Германию. Он не признает шаблонного мышления ни в светской, ни в религиозной сферах:

„когда хочу, я ношу кипу. Я и внуку своему кипу купил. Это не проблема! (...) Я, так сказать, не практикующий иудей. Я никогда не задавался вопросом, должна ли моя жена быть иудейкой, или нет.“

Из-за своего критического настроя Григорий обратил и наши поиски «иудейских объектов» в шутку:

„Вот смотрите, я сделал, например, шкаф. Это получается на 100 % иудейский шкаф, ведь я его сделал. В коммунистические времена на этот шкаф прилепили бы серп и молот, и тогда это был бы коммунистический шкаф.“





Foto © Joanna Czajka

WANDUHR MIT HEBRÄISCHEN ZAHLEN

Auf dieser Uhr scheint die Zeit rückwärts zu laufen. Auch sie hat Grigori Bykhovski selbst gebaut. Anstelle von Ziffern zeigt sie hebräische Buchstaben, denn in der jüdischen Tradition steht jeder Buchstabe auch für eine Zahl. So ist K (Aleph) der erste Buchstabe im Alphabet, gleichbedeutend mit der Zahl 1. Ein weiteres Charakteristikum des Hebräischen liegt darin, dass es von rechts nach links gelesen wird – aus diesem Grund läuft auch die Uhr gegen den Uhrzeigersinn.

НАСТЕННЫЕ ЧАСЫ С ЕВРЕЙСКИМИ ЦИФРАМИ

На этих часах время, кажется, течет вспять. Григорий Быховский сделал их сам. Вместо цифр на них изображены буквы иврита, поскольку в еврейской традиции каждая буква также обозначает число. Таким образом, **К** (алеф) – это первая буква алфавита, синоним цифры 1. Еще одной особенностью иврита является то, что он читается справа налево – по этой причине часы также идут против часовой стрелки.



JÜDISCHE ZEITSCHALTUHR

In seiner Werkstatt wird Grigori Bykhouski gerne kreativ. So baute er beispielsweise eine Zeitschaltuhr nach einer Idee von Andrej Volkov, einem Freund der jüdischen Gemeinde. Liebevoll nennt er sie den „vollelektronischen Juden“. Zu Beginn des Shabbat brennen an ihr zwei elektrische Kerzen. Außerdem zeigt sie das aktuelle Datum nach jüdischem Kalender sowie eine Grußbotschaft an jüdischen, christlichen oder muslimischen Feiertagen an.

ЕВРЕЙСКОЕ ЧАСОВОЕ РЕЛЕ

В своей мастерской Григорий Быховский дает волю своему творчеству. Например, он построил реле с часовым механизмом на основе идеи Андрея Volkova, друга еврейской общины. Он ласково называет реле „полностью электронный еврей“. Когда наступает время Шаббата, реле включает две электрические свечи. Он также отображает текущую дату по еврейскому календарю и поздравление с еврейскими, христианскими или мусульманскими праздниками.

WANDUHR MIT
HEBRAISCHEN Z
dieser Uhr scheint die Zeit
sie hat Grigori Bykhouski
le von Ziffern zeigt sie heb
ben, denn in der jüdische
hstabe auch für eine
leph) der erst
tend

Foto © Jonas Carstens-Juretzka



Bella Izmaylova

Als dritte Vorsitzende der Gemeinde repräsentiert Bella Izmaylova die vielen russisch-sprachigen Mitglieder und kümmert sich zusammen mit anderen Gemeindemitgliedern um Ältere oder Kranke und organisiert Gesprächsrunden.



„Seitdem ich in der Gemeinde bin, wollte ich immer helfen und etwas für unsere Leute machen. Weil ich verstehe, wie schwer das Leben ohne Sprache, ohne Bekannte ist – und in der Gemeinde gibt es Leute, die keine Verwandten haben. Das ist sehr, sehr schwer. Und ich möchte helfen. Was ich machen konnte, habe ich gemacht.“

Zum Beispiel zum Arzt begleiten, übersetzen – trotz meines schlechten Deutsch – Bücher in der Bibliothek finden, bei der Buchauswahl beraten, gemeinsam an einem Konzert teilnehmen, an Fei-

ertagen kochen, servieren, alles vorbereiten in der Synagoge (...). Und jetzt telefoniere ich z. B. mit unseren Leuten, weil sie allein zuhause bleiben müssen. Ich spreche ein bisschen mit ihnen, erzähle ein bisschen.“

Bevor Bella Izmaylova 1999 mit ihrer Familie nach Marburg kam, arbeitete sie in der Ukraine in einer Buchhandlung. Da es schwierig war, in Deutschland ohne Sprachkenntnisse zu arbeiten, wählte Frau Izmaylova einen Job, der ihr gefiel – in einer Buchbinderei.





Foto © Susanne Rodemeier

Белла Измайлова

*1948 год в Киеве (Украина)

Как третий председатель общины, Белла Измайлова представляет многочисленных русскоязычных членов общины и вместе с другими членами общины ухаживает за престарелыми и больными, организует дискуссионные группы.

„С тех пор как яучаствую в жизни общины, мне всегда хотелось помочь и сделать что-то для наших людей, потому что я знаю, как трудно без языка и без знакомых. А в общине есть люди, у которых здесь нет родственников. Это очень сложно! И я хочу помочь этим людям. Что я могла сделать, я сделала.

Например, поход за покупками, поход к врачу, перевод – несмотря на мой плохой немецкий – поиск книг в библиотеке, консультации по выбору книг, совместное посещение концерта, приготовление праздничных обедов, сервировка, подготовка всего в синагоге. (...) Сейчас, например, из-за Короны я часто звоню нашим людям, потому что им приходится оставаться дома в полном одиночестве. Я немножко разговариваю с ними и рассказываю им что-то новое“.

До того, как Белла Измайлова вместе с семьей приехала в Марбург в 1999 году, она работала в книжном магазине в Украине. Поскольку работать в Германии без знания языка было сложно, г-жа Измайлова выбрала работу по душе – в переплетной мастерской.

KÜCHENMESSER

In den Wirren des Zweiten Weltkriegs verlor die Familie von Bella Izmaylovas Mutter ihren gesamten Besitz:



„Meine Mutter hat mir erzählt, wie sie aus Kiew evakuiert wurden. Der Betrieb, in dem sie arbeitete, hat einen Zug gestellt für die Leute. Aber man hat ihnen nicht früh genug Bescheid gesagt. Eine Frau kam und sagte zu meiner Mutter: „Anja, Anja, Anja, es kommt ein Zug! Schnell schnell schnell! Nimm deine Sachen und komm zu diesem Zug!“

Meine Mutter (...) wusste nicht, was sie einpacken sollte und wollte ihren Mann fragen. Sie stellte zwei oder drei leere Koffer auf den Boden und lief zu seinem Arbeitsplatz. In der Zwischenzeit kam ihre Schwester, nahm diese leeren Koffer und lief zum Zug. Mama kam zurück und die Nachbarin sagte: „Anja, deine Schwester ist schon im Zug und deine Sachen sind auch da. Du musst gehen!“ Sie nahm meine Schwester und rannte zum Zug. Sie kamen in eine andere Stadt ohne irgendetwas zu besitzen. Das war schrecklich. Als sie in unsere Wohnung zurückkamen, wohnte dort eine andere Familie und auch unsere Sachen waren weg.“

Nach dem Krieg lernten sich Bella Izmaylovas Eltern kennen. Ihr Vater brachte ein Set von Küchenmessern als einziges Erbe in die Ehe ein. Es gehörte früher seiner Mutter; diese vererbte es an ihre Tochter, die es an ihren Bruder, also Bella Izmaylovas Vater, weitergab. Bis heute sind die Messer Küchenutensil und Erinnerungsstück in einem. Aber die Geschichte des Sets ist noch nicht zu Ende: Zwei der Messer schenkte Bella Izmaylova ihren eigenen Töchtern.



Foto © Heike Luu

КУХОННЫЙ НОЖ

Семья Беллы Измайловой потеряла все свое имущество во время войны:



“Мама рассказывала мне, как их эвакуировали из Киева. Фабрика, на которой она работала, предоставила поезд для сотрудников. Но они не были проинформированы заранее. Потом кто-то пришел и сказал: „Аня, Аня, Аня, поезд идет! Быстрее, быстрее! Возьми свои вещи и иди к этому поезду!“

Мать не знала, что взять, и хотела спросить у мужа. Она поставила несколько пустых чемоданов на пол и побежала к нему на работу. В это время пришла ее сестра, взяла чемоданы и побежала к поезду. Когда мать вернулась, соседка сказала ей:

“Аня, твоя сестра уже в поезде, и твои вещи тоже там! Тебе пора идти“.

Потом мама взяла мою сестру и побежала к поезду. Так они приехали в другой город с пустыми чемоданами. Это было ужасно. А когда они вернулись в нашу квартиру, там уже жила другая семья, и все наши вещи исчезли“.

“Родители Беллы Измайловой познакомились после войны. Набор кухонных ножей был единственным наследством у ее отца. Этот набор принадлежал его матери, она завещала его своей дочери, которая в свою очередь передала его своему брату, т.е. отцу Беллы Измайловой. По сей день эти ножи являются как кухонной утварью, так и воспоминанием. Но история этого набора еще не закончена: Белла Измайлова уже подарила два ножа своим собственным дочерям.



DAS EXPOVAT
IN DER AUSSTELLUNG

Foto © Joanna Czajka



Boris Wendel

Als Boris Wendel 1996 mit seiner Familie nach Deutschland kam, begann für ihn eine Zeit des Lernens: über das Judentum, die Stadt Marburg und über seine eigene Familiengeschichte.

Während er früher seinen Alltag nicht religiös gestaltete, besuchte er in Marburg wöchentlich den Religionsunterricht. Er engagierte sich auch anderweitig für die Gemeinde: Obwohl ihm die deutsche Sprache Schwierigkeiten bereitete, recherchierte er Wissenswertes über die Geschichte der Stadt. Alles begann mit dem Besuch von Familienmitgliedern:



„Einst kam der Neffe meiner Frau mit seiner Frau aus Israel. Ich nahm sie mit auf einen Spaziergang durch Marburg und zeigte ihnen die Stadt. Damals habe ich gemerkt, dass ich nur schöne Orte zeigen, aber nichts dazu erzählen kann. Das hat mich gestört. Deswegen begann ich, mich für die Geschichte Marburgs zu interessieren. (...) Eines Tages, als ich durch die Stadt

ging, bemerkte ich kleine blaue Schilder an den Häusern. Leider konnte ich das, was auf diesen Schildern stand, nicht sofort übersetzen. Deshalb habe ich zuerst alles auf Deutsch abgeschrieben und danach zu Hause ins Russische übersetzt. (...) Danach habe ich in der Touristeninformation ein Kinderbuch über Marburg gefunden. Da gab es Bilder und kurze, einfache Texte. (...) So habe ich mit der Zeit viel Material gesammelt und bin auf die Idee gekommen, eine Führung durch Marburg für die Gemeindemitglieder zu organisieren. Einmal im Monat, sonntags, sind wir alle zusammen durch Marburg gelaufen.“

Kinder aus der Gemeinde schätzen seinen Schachkurs, den er während der Corona-Pandemie online durchführt.





Foto © Susanne Rodemeier

Борис Вендель

*1940 год в Санкт-Петербурге
(Российская Федерация)

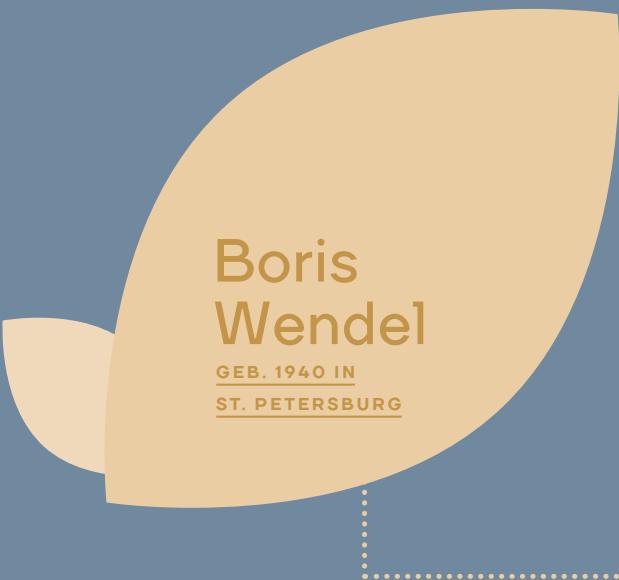
Когда Борис Вендельс приехал в Германию со своей семьей в 1996 году, для него началось время познания: иудаизма, города Марбурга и истории своей семьи. Если раньше он вел нерелигиозно свою жизнь, то в Марбурге он стал ходить на еженедельные занятия по религии. Он участвовал в жизни общества и другими способами: хотя немецкий язык давался ему с трудом, он исследовал интересные факты из истории города. Все началось с посещения родственников:

"Однажды племянник моей жены приехал из Израиля со своей женой. Я повел их на прогулку по Марбургу и показал им город. Тогда я понял, что могу только показать им красивые места, но не могу ничего о них рассказать. Это меня беспокоило. Поэтому я начал интересоваться историей Марбурга. (...) Однажды, гуляя по городу, я заметил на домах маленькие синие таблички. К сожалению, я не смог сразу перевести то, что было на них написано. Поэтому я сначала скопировал весь текст на немецком языке, а затем дома перевел его на русский. (...) Затем в туристическом информационном центре я нашел детскую книгу о Марбурге. Там было много картинок и несколько простых текстов. (...) Со временем я собрал много материала и решил организовать экскурсию для членов нашей общины. Раз в месяц, по воскресеньям, я организовывал экскурсию по Марбургу".

Дети в общине любят шахматный курс, который ведет Борис Вендель. Во время локдауна курс проходил в режиме онлайн.

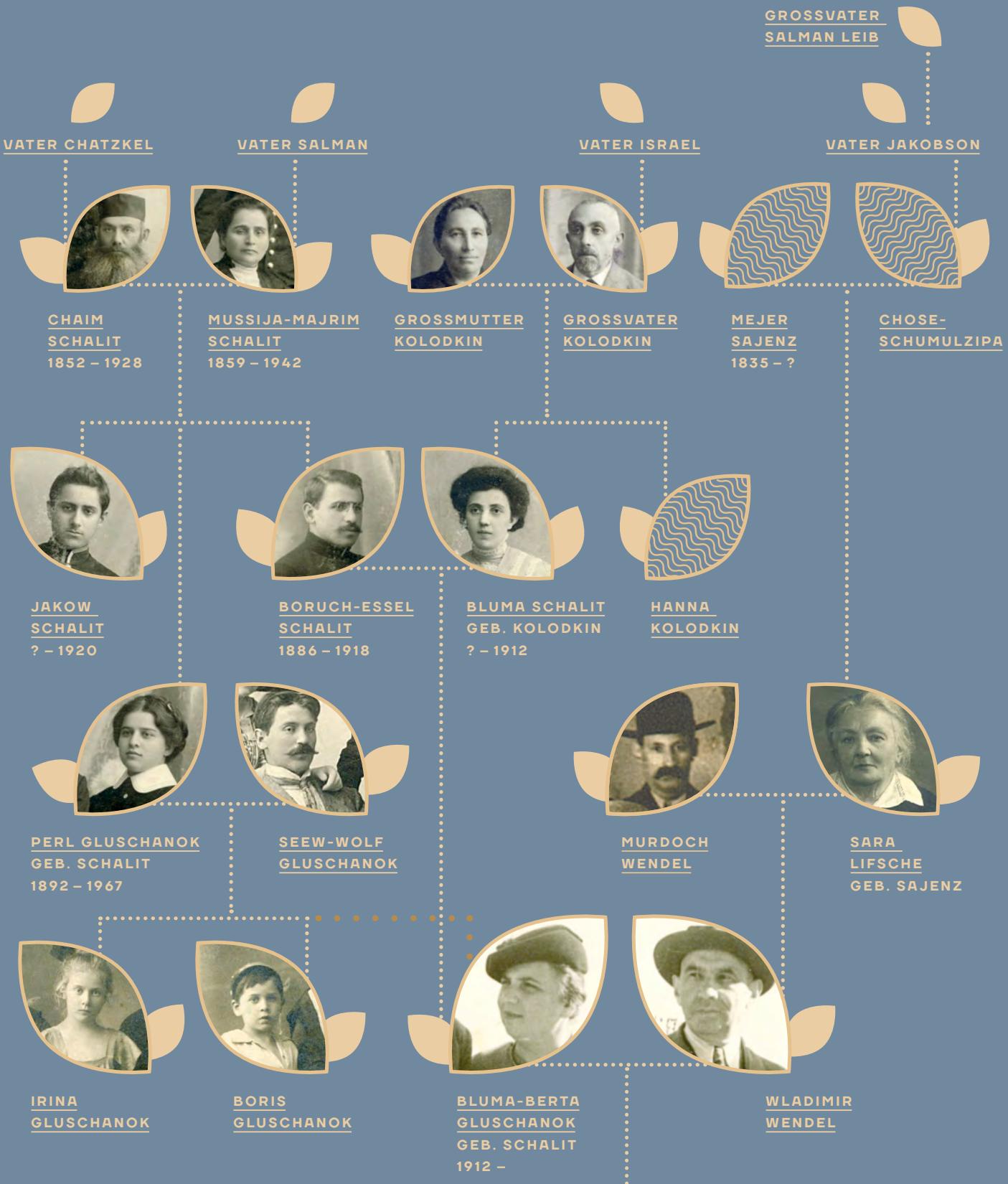
Ahnen- forschung

von Boris Wendel



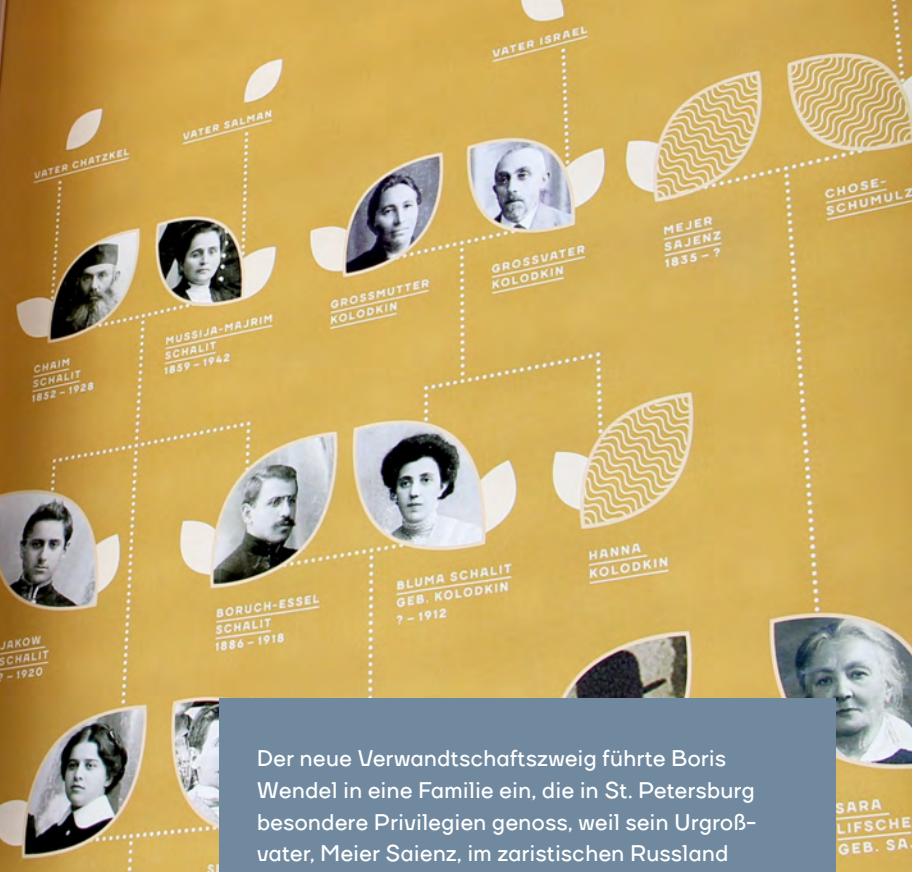
Boris
Wendel

GEB. 1940 IN
ST. PETERSBURG



Ahnenforschung

von Boris Wendel



DOKUMENTE AUS DER FAMILIENGESCHICHTE

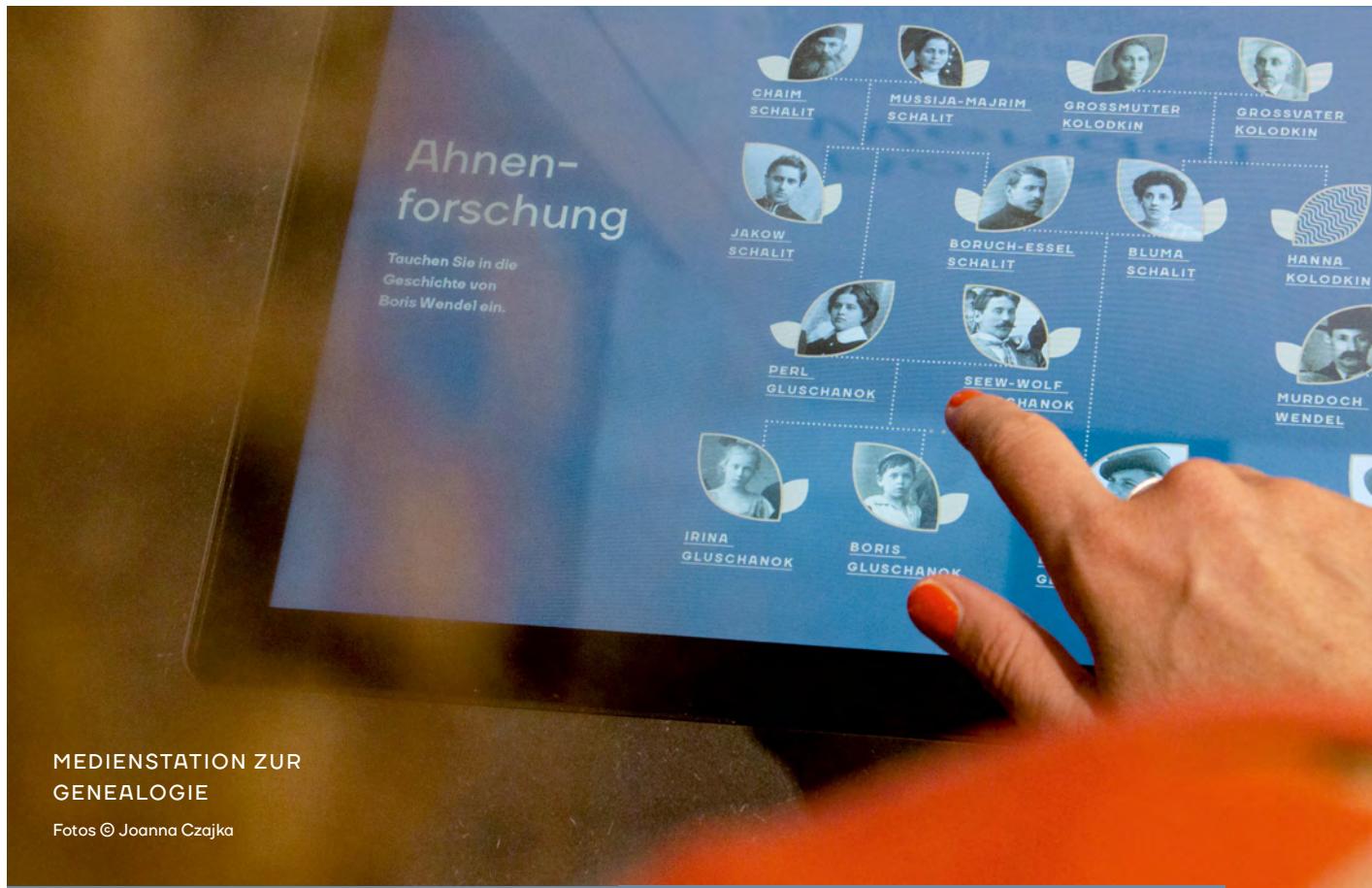
Lange Zeit wusste Boris Wendel nicht sehr viel über die Geschichte seiner Familie. Das änderte sich, als ein Cousin ihm Dokumente übergab, die den Krieg überdauert hatten. So begab er sich auf Spurensuche in der Vergangenheit und rekonstruierte die Lebenswege seiner Vorfahren.

Dabei entdeckte er etwas Unerwartetes: Bisher hatte er geglaubt, Perl und Seew-Wolf Gluschanok seien seine leiblichen Großeltern. Nun erfuhr er, dass sie seine Mutter Bluma-Berta adoptiert hatten. Blumas Mutter war bei der Geburt verstorben. Blumas Vater fiel wenig später im Krieg. Das Mädchen wuchs in der Familie von Boris Wendels Tante auf.

Der neue Verwandtschaftszweig führte Boris Wendel in eine Familie ein, die in St. Petersburg besondere Privilegien genoss, weil sein Urgroßvater, Meier Sajenz, im zaristischen Russland Kantonist war.

Er spielte Horn im Korps des finnischen Leibgarde-Regiments von Zar Alexander III. Zu Kantonisten zählten unter anderem Kinder von Bevölkerungsgruppen, die geringes Ansehen genossen oder gar als Staatsfeinde galten. Sie wurden für 25 Jahre in den Militärdienst aufgenommen und auf Staatskosten ausgebildet. Jüdische Familien sahen darin einen Versuch, ihre Kinder der Religion zu entfremden.

Kantonisten hatten jedoch das Privileg, eine Anerkennung als Bürger zu erhalten. Jüdische Kantonisten, ihre Ehefrauen und Kinder durften ihren Wohnsitz frei wählen. So kam es, dass sich Herrn Wendels Familie dauerhaft in der Stadt Schlüsselburg vor den Toren von Sankt Petersburg niederlassen durfte, obwohl sie Juden waren.



MEDIENSTATION ZUR GENEALOGIE

Fotos © Joanna Czajka

ДОКУМЕНТЫ ИЗ ИСТОРИИ СЕМЬИ

Долгое время Борис Вендель мало что знал об истории своей семьи. Все изменилось, когда двоюродный брат передал ему документы, сохранившиеся после войны. Поэтому он отправился на поиски своего прошлого и восстановил историю жизни своих предков.

В процессе он обнаружил нечто неожиданное: до сих пор он считал, что Перл и Сив-Вольф Глущанок были его биологическими дедушкой и бабушкой. Теперь он узнал, что они усыновили его мать Блюму-Берту. Мать Блюмы умерла при родах. Отец Блюмы умер на войне. Девочка выросла в семье тети Бориса Венделя.

Новое родство ввело Бориса Венделя в семью, которая пользовалась особыми привилегиями в Санкт-Петербурге, поскольку его прадед, Майер

Сайенц, был кантонистом в царской России. Он играл на рожке в корпусе лейб-гвардии Финляндского полка царя Александра III. К кантонистам относились дети тех групп населения, которые были низкого происхождения или даже считались врагами государства. Эти дети принимались на военную службу на 25 лет и получали образование за государственный счет. Еврейские семьи расценили это как попытку сделать религию чуждой для своих детей.

Еврейские кантонисты, их жены и дети были в выборе места жительства. Таким образом, семье господина Венделя было разрешено поселиться на постоянное место жительства в городе Шлиссельбург у Санкт-Петербурга, несмотря на то, что они были евреями.

Wege ins Judentum

EINE WEITREICHENDE ENTSCHEIDUNG: DER ÜBER- TRITT INS JUDENTUM

Bereits die Tora erzählt von Menschen, die sich aus eigenem Antrieb dem israelitischen Volk anschlossen. So sprach Ruth zu ihrer israelitischen Schwiegermutter:

„Denn wohin du gehen wirst, dahin will auch ich gehen, und wo du bleiben wirst, da will auch ich bleiben. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott.“ (Ruth 1, 16-19)

Doch viele jüdische Gelehrte bezweifelten die Beständigkeit einer Konversion und lehnten deshalb Übertritte ab. Der Übertritt vom Christentum zum Judentum konnte bis in die Neuzeit sogar lebensgefährlich sein, denn die Kirche strafte Konvertitinnen und Konvertiten für den Abfall vom christlichen Glauben und die jüdischen Gemeinden für angebliche Missionierung. Trotzdem konvertierten immer wieder Einzelne zum Judentum.



Foto © Susanne Rodemeier

VIELFÄLTIGE ZUGÄNGE

Wege ins Judentum verlaufen heute vielfältig. Möchte jemand in eine orthodoxe Gruppe eintreten, folgt er oder sie einer strengerer Auslegung des Religionsgesetzes als es in liberalen Strömungen des Judentums der Fall ist. Man verpflichtet sich zur Einhaltung aller Gebote und wird detailliert zu den religiösen Praktiken des Alltags geprüft.

Generell gehören zur Konversion ein Gespräch mit dem Bet Din (Religionsgericht), das Untertauchen in der Mikwe (Tauchbad) und für Männer auch die Beschneidung.

ANKOMMEN IM JUDENTUM

Religiöse Überzeugung oder der Wunsch zu heiraten sind die häufigsten Gründe für eine Konversion. Auch das „Bauchgefühl“ beim Besuch der Gemeinde ist wichtig. Die Entscheidung für den Übertritt ist der Beginn eines längeren Prozesses, der von einer Rabbinerin oder einem Rabbiner begleitet wird. Dazu gehört auch, mindestens ein Jahr in einer Gemeinde zu leben, sich mit den Feiertagen, Ritualen und Geboten zu beschäftigen und aus religiösen Schriften und der jüdischen Geschichte zu lernen.

Gerade in Deutschland kann der Übertritt ins Judentum im privaten Umfeld auch Unverständnis oder Sorgen vor Anfeindungen hervorrufen. Zudem muss ein Paar oder eine Familie ausloten, welche Traditionen sie in den Alltag integrieren und welche nicht.

Die ausgestellten Gegenstände von Thorsten Schmermund und Max Bär erinnern an den Prozess des Übertritts. Tallit und Kippa von Monika Bunk stehen in Bezug zu der von ihr gewählten theologischen Richtung.



„Ich habe relativ lange damit gewartet. Manche machen das, weil sie heiraten wollen oder Kinder kriegen. Für mich musste die Entscheidung durchaus aus voller Überzeugung sein. Dabei war für mich natürlich auch die Frage der Verantwortung wichtig, die ich für Kinder übernehmen muss, falls ich noch welche bekomme. Ich war ja noch jung genug, um Kinder zu bekommen. Ich musste bedenken, dass die Kinder qua Tradition Juden sind. Und dann musst du natürlich auch dahinterstehen, sie entsprechend zu erziehen. Also das war so mein Gefühl. Und deswegen habe ich mir damals eher länger Zeit gelassen.“



„Als ich das erste Mal hier in Marburg war, hatte ich sofort das Gefühl: ‚Hier gehöre ich hin. Dieser Weg ist richtig.‘ Ich war ein bisschen geflasht und wollte keine überstürzte Entscheidung treffen. Da dachte ich: ‚Ok. Warte erst noch mal ein bisschen. Vielleicht ist das einfach nur irgendwie so ein spontanes Gefühl.‘ Ich habe mir also noch Zeit gelassen, aber dann festgestellt: ‚Nein, das will ich immer noch. Das ist immer noch richtig.‘ Und in Marburg fühle ich mich – im Vergleich zu allen anderen Gemeinden, die ich bisher kennengelernt habe – wegen der angenehmen Atmosphäre richtig wohl! Das ist mein Zuhause.“



„Das ist nämlich das Spannende, denn Sie haben dann immer wieder innerhalb der Familie (...) Diskussionen. Man muss sich übereinkommen. Wie soll denn das funktionieren? Denn Judentum ist ja nicht nur Glaube und Religion. Judentum ist ja eine komplette Lebensweise. Da muss man sich übereinkommen. Wenn man sagt: ‚Wie machen wir es denn? Mit Kaschrut, mit den Koscher-Gesetzen. Wie machen wir es mit dem Ruhetag. Was machen wir am Samstag? Was machen wir nicht am Samstag?‘ All solche Sachen müssen dann natürlich in der Familie geklärt werden. Wobei ich aber dreist behaupten würde: Das muss auch eine jüdische Familie klären. Also wenn beide Ehepartner jüdisch sind. Denn das Judentum ist auch nicht einheitlich.“



(Rut 1, 16-19)

„Куда ты пойдешь, туда и я пойду,
и где ты будешь жить, там и я буду жить;
твой народ будет моим народом,
и твой Бог будет моим Богом.“

ПУТИ В ИУДАИЗМ

ПЕРЕХОД В ИУДАИЗМ

В Торе уже упоминаются люди, которые присоединились к народу Израиля по собственной воле. Так Руфь сказала своей свекрови-израильтянке:

„Куда ты пойдешь, туда и я пойду, и где ты будешь жить, там и я буду жить; твой народ будет моим народом, и твой Бог будет моим Богом.“ (Rut 1, 16-19)

Однако многие еврейские ученые сомневались в неизменности гиюра и поэтому отвергали его. Переход из христианства в иудаизм мог быть опасен для жизни вплоть до наших дней, поскольку церковь наказывала новообращенных за отступничество и наказывала еврейские общины за якобы миссионерскую деятельность. Тем не менее, некоторые христиане обращались в иудаизм.

РАЗНЫЕ ПУТИ

Пути к иудаизму сегодня многочисленны и разнообразны. Те, кто желает присоединиться к ортодоксальной группе, следуют более строгой интерпретации религиозного закона, чем в либеральных течениях иудаизма. Человек обязуется следовать всем. В основном, гиюр включает в себя беседу с бет-дином (религиозным судом), погружение в минву (ванну для погружения) и обрезание мужчин.

ПРИХОД В ИУДАИЗМ

Религиозные убеждения или желание вступить в брак являются наиболее распространенными причинами обращения в иудаизм. Также важно „чутье“ при посещении общины. Решение о гиюре – это начало более длительного процесса, который сопровождается раввином. Это включает проживание в общине в течение как минимум года, изучение праздников, ритуалов и заповедей, а также изучение религиозных писаний и еврейской истории.

Особенно в Германии переход в иудаизм может вызвать непонимание или опасения враждебности в личном окружении. Кроме того, пара или семья должны выяснить, какие традиции они могут интегрировать в повседневную жизнь, а какие нет.

Выставленные предметы Торстена Шмермунда и Макса Бэра – это сувениры, сопровождавшие процесс обращения, обозначающие особые моменты или связанные с выбранным теологическим направлением.

Торстен
Шмермунд

“Это самое интересное, потому что тогда у вас всегда будут обсуждения в семье (...). Вы должны прийти к соглашению. Как это должно работать? Потому что иудаизм – это не только вера и религия. Иудаизм – это целый образ жизни. Вы должны прийти к соглашению. Когда вы говорите: Как мы это делаем? С кашрутом, с законами. Как мы поступаем с днем отдыха? Что мы делаем в субботу? Что мы не делаем в субботу?“ Конечно, все эти вещи должны проясниться в семье. Но я был бы настолько смел, чтобы сказать: Еврейская семья также должна разобраться с этим. То есть, если оба супруга – евреи. Потому что иудаизм тоже не однороден“

Моника
Бунк

“Я довольно долго ждала, прежде чем сделать это. Некоторые люди делают это, потому что хотят жениться или завести детей. Для меня решение должно было быть принято из чистого убеждения. Конечно, вопрос ответственности за детей, если они у меня будут, также был для меня важен. Я была еще достаточно молода, чтобы иметь детей. Я должен был учесть, что дети – евреи по традиции. И тогда, конечно, вы должны стоять за ними и воспитывать их соответствующим образом. Это было мое чувство. Вот почему я не принял быстрого решения в то время. Я думал об этом дольше.“

Макс Бэр

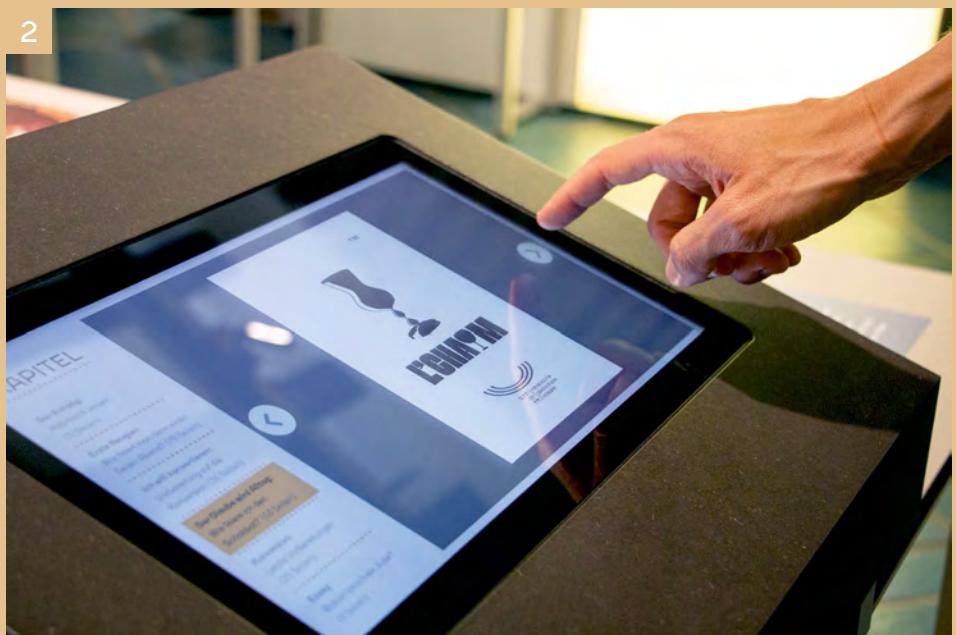
“Когда я впервые оказался здесь, в Марбурге, у меня сразу же возникло ощущение: „Здесь мое место“ . Этот путь правильный“. Я был немного и не хотел принимать поспешных решений. И я подумал: „Хорошо. Подождите у немного. Может быть, это просто спонтанное чувство“ . Так что я все еще понимал: „Нет, я все еще хочу этим заниматься“. Это все еще правильно“. И в Марбурге я чувствую себя очень комфортно – по сравнению со всеми другими которые я встречал до сих пор – из-за приятной атмосферы! Это мой дом“.



1
WANDGESTALTUNG
„WEGE INS JUDENTUM“

2
MEDIENSTATION ZUR
LERNMAPPE VON MAX BÄR

Fotos © Joanna Czajka





Monika Bunk

Schon immer hatte Monika Bunk eine Affinität zur Religion. Das Studium der ev. Theologie und der Religionswissenschaft führte sie 1993 nach Marburg. Intuitiv fühlte sie sich schon länger dem Judentum nah und kam über ihre Besuche der Jüdischen Hochschule in Heidelberg, über den Kontakt mit Rabbiner Henry G. Brandt und über ihre Aktivitäten in der Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit auch mit der jüdischen Gemeinde in Marburg in Kontakt.

Nach reiflicher Überlegung konvertierte sie vor einem Bet Din (Religionsgericht) der Allgemeinen Rabbinerkonferenz. Als langjährige zweite Vorsitzende prägte sie die Gemeinde maßgeblich, war Gründungsmitglied des Runden Tisches der Religionen und des Vereins „Gemeinsam e. V.“, in dem sich jüdische, muslimische und andere interessierte Marburgerinnen und Marburger engagieren. Auch an der Planung des Gartens des Gedenkens war Monika Bunk maßgebend beteiligt.

Als Vertreterin einer eher liberalen Auslegung des Judentums steht für sie der tiefere Sinn von Feiertagen und Ritualen an erster Stelle:



„Das sind so die Sachen, wo ich kein bisschen orthodox (...) bin. Aber der Schabbat hat für mich eine besondere Bedeutung, ein Tag der Schabbat-Ruhe im Sinne des Kein-Werk-Verrichtens, Abstand gewinnen, nicht seinen Alltagskram machen, nicht arbeiten. (...). Über andere Themen zu sprechen, auch religiöse, Zeit mit Freunden verbringen. Das ist für mich ein wichtiger Teil des Judentums.“

Auch die Einhaltung wichtiger Feiertage, (...) auch kleine Rituale, wie das Kerzenanzünden, wobei ich da nicht pedantisch bin. (...) Also, dass es schon wirklich Tage sind, die eine Bedeutung haben.“

Foto © Stephan Wieland





Foto © Susanne Rodemeier

Моника Бунк

*1968, Ханау (Германия)

Моника Бунк всегда увлекалась религией. Изучение протестантской теологии и религиоведения привело ее в Марбург в 1993 году. Интуитивно она давно ощущала связь с иудаизмом и вступила в контакт с еврейской общиной Марбурга благодаря посещению Еврейского университета в Гейдельберге, общению с раввином Генрихом Г. Брандтом и деятельности в Обществе христианско-еврейского сотрудничества.

После тщательного рассмотрения она прошла гиюр в бет-дине (религиозном суде) Генеральной раввинской конференции. Будучи в течение многих лет вторым председателем, она оказывала решающее влияние на общину, была одним из основателей Круглого стола религий и ассоциации „Gemeinsam e. V.“ (Вместе),

объединяющей еврейских, мусульманских и других заинтересованных людей из Марбурга. Моника Бунк также принимала значительное участие в планировании „Сада памяти“.

Как представитель довольно либеральной интерпретации иудаизма, глубокий смысл праздничных дней и ритуалов стоит для нее на первом плане:

„Это вещи, в которых я не православный (...). Но Шаббат имеет для меня особое значение, это день отдыха в смысле не делать никакой работы, отстранившись от всего, не заниматься повседневными делами, не работать. (...).

Разговоры на другие темы, в том числе религиозные, времяпрепровождение с друзьями. Для меня это важная часть иудаизма. Также соблюдение важных праздников, (...) даже таких небольших ритуалов, как зажигание свечей, хотя я не педантичен в этом вопросе. (...) Итак, действительно должны быть дни, которые имеют значение.



Foto © Monika Bunk

TALLIT (GEBETSSCHAL) UND KIPPA (KOPFBEDECKUNG)

Für orthodoxe und konservative Juden sind Tallit und Kippa reine Männerache, in liberalen und Reformgemeinden werden sie auch von Frauen getragen. Sie dienen der religiösen Andacht im Gottesdienst, bei Gebeten und der Erinnerung an die Gebote. Unerlässlich sind die Zizit (Schaufäden) an den Ecken des Schals. Sie erinnern an die 613 Gebote der Tora. Auf sie verweist auch die Aufschrift auf Monika Bunks Tallit.

Dies sind die Worte des Segens beim Anlegen des Gebetsschals: „Gepriesen seist du, Herr, unser Gott, König der Welt, der uns durch seine Gebote geheiligt hat und uns geboten hat, uns mit Zizit zu umhüllen.“

Monika Bunk erwarb den Schal und die Kippa in Jerusalem. Besonders gefällt ihr das leuchtende Blau-Türkis, das vom traditionellen Design eines Tallit, weiß mit blauen oder schwarzen Streifen, abweicht:



„Also es ist nicht im eigentlichen Sinn modisch, aber im Vergleich zu den klassischen Tallitot doch irgendwie modern und gerade deswegen hat mir das Design gut gefallen. Gerade um auszudrücken: ‚Das ist eben auch eine Möglichkeit, wie religiöse Tradition aussehen kann.‘ Bunter, moderner, stylicher.“

Da die Marburger Gemeinde traditionell ausgerichtet ist, trägt Monika Bunk den Tallit und die Kippa nur, wenn sie in liberalen Gemeinden zu Besuch ist.

ТАЛИТ (МОЛИТВЕННЫЙ ПЛАТОК) И КИППА (ГОЛОВНОЙ УБОР)

Для ортодоксальных и консервативных евреев талит и киппа являются атрибутами мужчин, но в либеральных и реформистских общинах их носят и женщины. Они используются для религиозной концентрации во время богослужений и молитв, а также для запоминания заповедей. Неотъемлемой частью талита являются цицит (нити платка) по углам платка. Они напоминают прихожанам о 613 заповедях Торы. Надпись на талите Моники Бунк относится к этим заповедям. Это слова, произносимые при надевании молитвенного платка: „Благословен Ты, Господь, Бог наш, Царь мира, освятивший нас Своими заповедями и повелевший нам завернуться в цицит.

Моника Бунк купила шарф и кипу в Иерусалиме. Ей особенно нравится ярко-синий цвет шарфа, который отличается от традиционного дизайна талты: Обычно белые с синими или черными полосами.



„Я думаю, что этот цвет не является модным, но по сравнению с классическим талитом он выглядит интереснее, и поэтому мне так понравился дизайн. Это показывает: религиозная традиция тоже может выглядеть так! Он более современный, более красочный, более стильный“.

Община Марбурга является традиционной, поэтому Моника Бунк надевает кипу и талит только тогда, когда посещает либеральные общины.



Foto © Joanna Czajka



Thorsten Schmermund

Der stellvertretende Vorsitzende (bis 2022) der Gemeinde sieht seinen Platz im progressiven Judentum:



„Ich bin jetzt kein Orthodoxer in dem Sinn. Deswegen gucke ich auch gerne in moderne Tora-Kommentare rein. Da gibt es ein paar ganz Spannende. Beispielsweise einer, den ich gekauft habe: Das war ein Kommentar aus den USA, von Rabbinerinnen, aus weiblicher Sicht sozusagen. Ich muss aber gestehen, da war ich ein bisschen enttäuscht. Ich hätte mir mehr Mumm erwartet. (...) Das hätte ein bisschen aufmüpfiger sein können bei manchen Sachen.“

Seine Familie hat keine jüdischen Wurzeln, aber es kamen oft Freunde aus Israel zu Besuch. Mit ihnen diskutierte er gerne über die Religion. Als er Anfang der 1990er Jahre zurück nach Marburg zog, besuchte er daher die Gemeinde und war von der Atmosphäre begeistert:



„Die Marburger Gemeinde, das war schon immer das Schöne, war immer schon eine sehr offene Gemeinde, hat gerne Besucher aufgenommen. (...) Auch bei den Gottesdiensten konnte man dabei sein. Das war für mich dann damals auch spannend. Und so bin ich dann da, ja man kann sagen, irgendwie hängen geblieben.“



In stundenlangen Telefonaten führte ihn ein Rabbiner, der in den USA lebte, ab 1999 in das Judentum ein, denn in Deutschland gab es damals kaum jüdische Religionsgerichte (Bet Din), die für eine Konversion notwendig sind – und kein Skype.

Торстен Шмермунд

*1965 в Гиссене (Германия)

Второй председатель Общины видит себя в либеральном иудаизме:

“Я не ортодоксальный иудей в этом смысле. Поэтому я люблю заглянуть и в современные комментарии Торы. Есть несколько весьма занятных [комментариев]. Один такой я купил однажды. Это был американский комментарий от одной рабанит, так сказать, с женской точки зрения. Я был, должен признаться, немного разочарован. Я ожидал большей храбрости. (...) В отношении некоторый вещей можно было бы похрабрее высказаться.”

У его семьи нет еврейских корней, но к ним часто приезжали гости из Израиля. С ними Торстен Шмермунд часто спорил о религии. Однако, когда он в середине 90-х переехал в Марбург, он стал часто посещать Общину и был поражен царившей там атмосферой:

“В марбургской Общине всегда было хорошо тем, что она очень открытая, там всегда рады посетителям... (...) можно было прийти и на богослужения. Тогда это было для меня тоже очень интересно. И тогда я там, так сказать, завис.”

Во время многочасовых телефонных разговоров его с 1999 года наставлял раввин, живший в США, поскольку в то время в Германии еще не было раввинов/рабанит, которые бы сопровождали человека до принятия иудаизма.



Fotos © Susanne Rodemeier





1+2

Fotos © Susanne Rodemeier

3

DARSTELLUNG DER EXPONATE
IN DER AUSSTELLUNG

Foto © Joanna Czajka

KIDDUSCH-BECHER

Am Schabbat spricht man den Segen über einen Becher mit Wein. Der Segen lautet:

„Gepriesen seist du, Herr, unser Gott, König der Welt, der du die Frucht des Weinstocks erschaffen hast.“

Das Wort Kiddusch leitet sich von hebr. *kadosch* („heilig“) ab. Bei dem Kiddusch-Becher handelt es sich um ein Geschenk: Die Konversion von Thorsten Schmermund fand 2003 in Miami statt. Nach seiner Prüfung vor dem Religionsgericht und einem Tauchbad in der „größten Mikwe der Welt“, im Atlantik, schenkte sein Rabbiner ihm diesen Becher als Andenken.

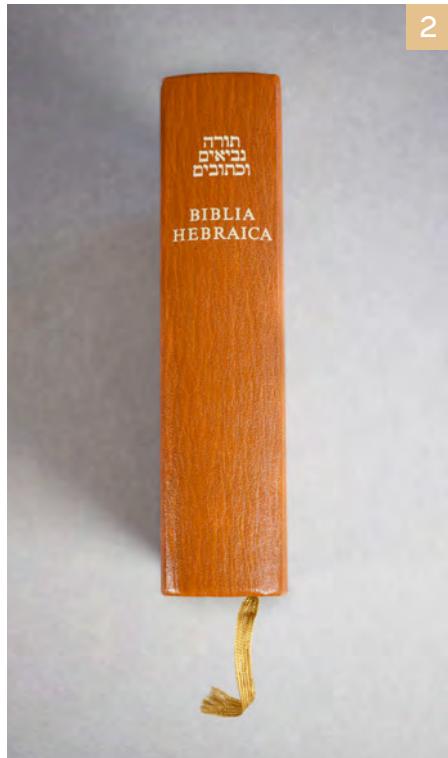
БОКАЛ ДЛЯ ОБРЯДА КИДУШ

На Шаббат произносят благодарственную молитву над бокалом с вином. Благословение звучит так:

“Благословен Ты, Господь, наш Бог, Царь вселенной, творящий плод виноградной лозы”.

Слово кидуш происходит от др.-евр. **קידוש** – ‘освящение’. И в этой истории говорится о даре: Торстен Шмермунд принял иудаизм в 2003 году в Майами. После прохождения обряда гиюр перед религиозным судом и погружения в “самую большую микуву мира” – в Атлантический океан – Торстен Шмермунд получил от раввина в подарок бокал для кидуша в память об этом радостном моменте.

2



HEBRÄISCHE BIBELAUSGABE (BIBLIA HEBRAICA)

Die Biblia Hebraica ist eine Studienausgabe der heiligen Schriften des Judentums und enthält unter anderem die fünf Bücher Moses. Dieses Buch schenkte ihm Nathan Epstein-Norden, ein amerikanischer Soldat jüdischen Glaubens, der nach dem 2. Weltkrieg in Marburg ansässig wurde. Er brachte Thorsten Schmermund damit Hebräisch bei. Eine Notiz erinnert daran, an welchem Tag und mit welchem Text die beiden mit dem Lernen begonnen haben: an einem Schabbat, mit dem Wochenabschnitt „Wajakhel Pekudei“.

ИЗДАНИЕ БИБЛИИ НА ИВРИТЕ (BIBLIA HEBRAICA)

Biblia Hebraica является научным изданием священного писания иудаизма, Торы. Оно соответствует Ветхому Завету в христианстве. Эта книга является подарком от Натана Нордена, американского солдата иудейской веры, который был расквартирован в Марбурге после войны. Он научил Торстена Шмермунда ивриту. Одна записка напоминает, в какой день и с какого текста они начали обучение: на Шаббат с текстом "Wajakhel Pekudei".

3





Max Bär

Max Bär trägt den religiösen Zusatz-Namen Josef. Dieser Name deutet seinen religiösen Werdegang an, denn das hebräische Wort „Josef“ bedeutet so viel wie „Hinzugefügter“. Er wurde in eine nicht-jüdische Familie geboren und studierte zunächst in Heidelberg evangelische Theologie. Während des Studiums wurde ihm klar, dass er die Grundsätze des Christentums nicht teilen kann. Er entdeckte aber seine besondere Verbindung zur hebräischen Sprache, die für ihn der Türöffner für seinen Weg ins Judentum war:



„Als ich anfing Hebräisch zu lernen, empfand ich das als sehr emotional. Als würde da jemand wirklich persönlich aus dem übersetzten Text zu mir sprechen. Da war etwas, das mich anzog. Und diesem Ruf bin ich gefolgt.“

Während er von 2015 bis 2021 in Marburg BWL studierte, besuchte er die jüdische Gemeinde und entschied sich endgültig zur Konversion. Er orientiert sich sowohl an orthodoxen Traditionen als auch an der Masorti-Bewegung, in der Frauen gleichberechtigt sind. Außerdem gründete er eine Hochschulgruppe für jüdische Studierende in Marburg. Seit Kurzem lebt er in Israel, um das Leben in einer jüdischen Mehrheitsgesellschaft zu erleben.





Fotos © Susanne Rodemeier

Макс Бэр

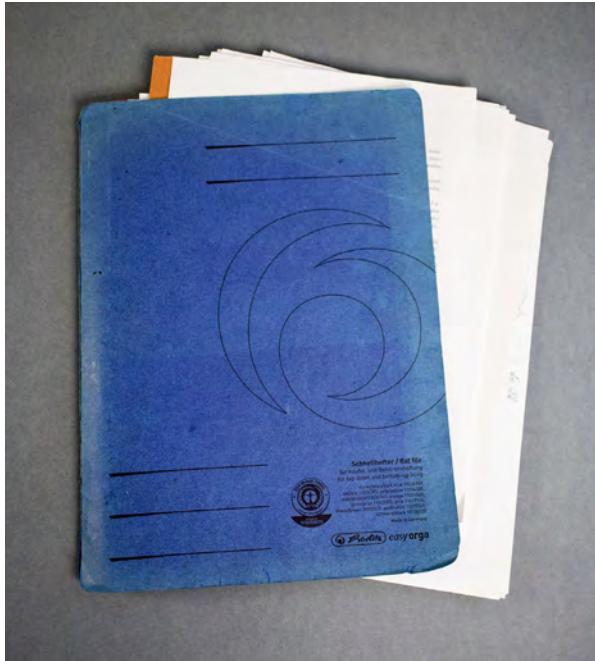
*1940 год в Ахаузене

Макс Бер носит религиозное имя Иосиф, что на иврите значит «будет добавлен, прибавится». Это имя намекает на религиозный путь Макса Бера. Он родился в неиудейской семье и сначала учился на факультете лютеранской теологии в Гейдельберге. Во время учебы он понял, что не разделяет постулаты христианства, но открыл для себя особую связь с ивритом:

«Когда я учил иврит, мне казалось, что язык очень эмоциональный. Как будто ко мне кто-то обращается по-настоящему лично, когда я переводил тексты. И такое чувство, что я тут

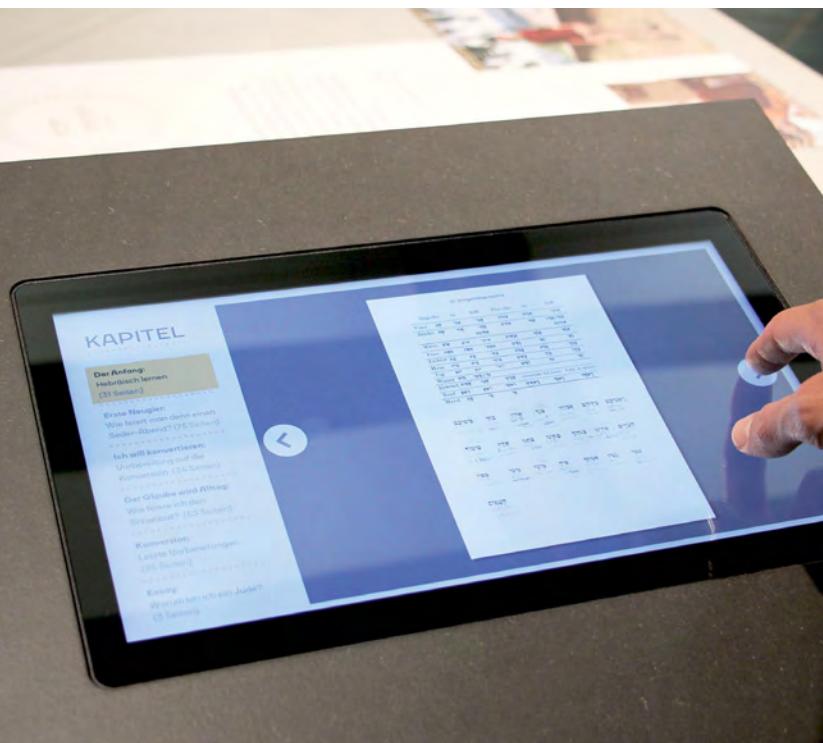
правильно. Я чувствую себя эмоционально вовлеченным.»

Во время своей учебы на экономическом факультете в 2015–2021 годах в Марбурге, Макс Бер посещал еврейскую Общину и окончательно решился на принятие иудаизма. Он ориентируется как на ортодоксальные традиции, так и на движение Масортим, где женщины уравнены в правах с мужчинами. Кроме того, Макс Бер основал университетский кружок для студентов-иудеев в Марбурге. С недавних пор он живет в Израиле, чтобы попробовать жизнь в обществе, где иудеи являются большинством.



MEDIENSTATION ZU MAX BÄR'S LERNMAPPE

Foto © Joanna Czajka



MAPPE MIT LERNMATERIALIEN

Sechs Jahre lang beschäftigte sich Max Bär vor seiner Konversion mit den Grundlagen des Judentums. Die Rabbinerin, die ihn begleitete, regte ihn dazu an, sich auch nach der Bedeutung der Traditionen für sein eigenes Leben zu fragen. Deshalb schrieb er einen Aufsatz: „Warum bin ich jüdisch?“



„Und dann habe ich überlegt, was macht einen denn jetzt jüdisch? Und das kann natürlich das Beherrschung der hebräischen Sprache sein. Das kann sein, dass man sich auskennt in den Gottesdiensten, dass man die Historie kennt. Dass man den kulturellen Schlüssel hat, dass man zum Beispiel Witze oder Anspielungen versteht. Aber insbesondere ist es natürlich, ob man sich als Jude fühlt und ob man von außen als Jude wahrgenommen wird.“

ПАПКА С УЧЕБНЫМИ МАТЕРИАЛАМИ

Шесть лет перед принятием иудаизма Макс Бер посвятил изучению основ иудаизма. Рабанит, которая его сопровождала, посоветовала ему задаться вопросом, какую роль играют традиции в его собственной жизни. Поэтому Макс написал эссе «Почему я иудей?»



«Тогда я задался вопросом, что делает тебя иудеем? Конечно, это может быть владение языком. Может быть, это человек, который разбирается в богослужении, такой человек, который знает историю. Такой человек, у которого есть «культурный ключ», это значит, например, что человек понимает шутки и намеки. И конечно, чувствует ли он себя иудеем и воспринимается ли другими людьми как иудеи.»



Fotos © Heike Luu

HAWDALA-SET

Das Hawdala-Ritual leitet das Ende des Schabbat und den Beginn einer neuen Woche ein. Dabei spricht man einen Segen über einen Becher Wein, über den Kerzenschein und über wohlriechende Gewürze (Besamim genannt), die die Freude an dem Ruhetag verstärken sollen.

Während eines Auslandssemesters in Athen benutzte Max Bär eine Streichholzschachtel mit dem Aufdruck einer Europaflagge als Besamim-Büchse. Sie symbolisiert für ihn die grenzüberschreitende Zugehörigkeit zum Judentum und die erfahrene Gastfreundschaft. In Griechenland erlebte er die emotionale Beziehung zwischen Ritualen und Dingen, die einer Sache ihren Wert verleiht:



„Ich war in einem fremden Land. Ich kannte niemanden und ich habe die Sprache nicht wirklich gesprochen, aber es war für mich wie zu Hause. (...) Ich hatte die bekannten Rituale und Feste. Ich war da relativ gut aufgenommen, hatte viel Anschluss und dementsprechend viel Zeit, mich nochmal näher mit dem Judentum auseinanderzusetzen.“

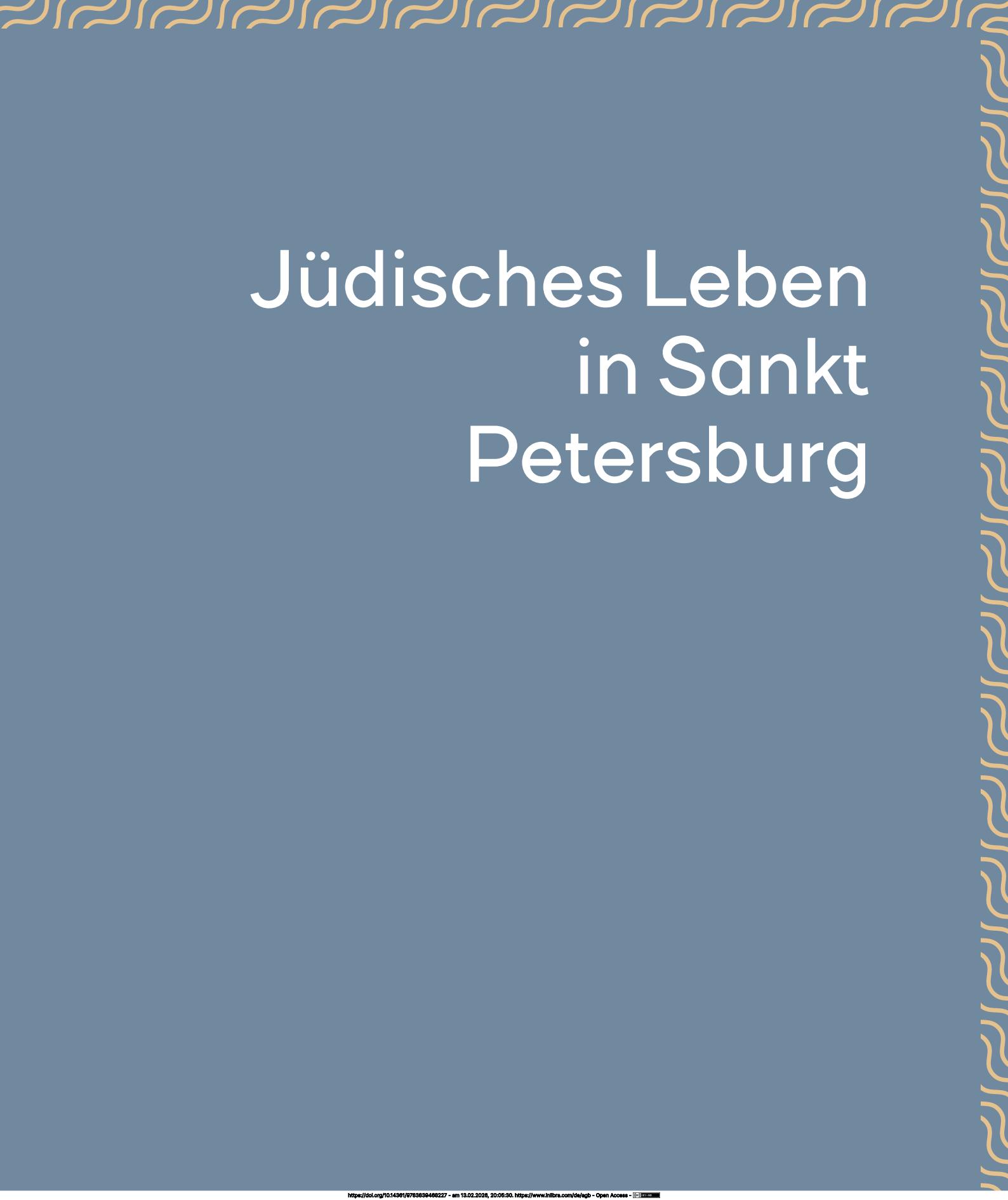
НАБОР ДЛЯ ХАВДАЛЫ

Ритуал Хавдала обозначает молитву на окончание Шаббата. В это время произносят благословение над бокалом вина, стоящем на освещаемом свечами столе. Кроме того, на столе должна стоять бесамим- курильница для благовония, источающая благоухание для усиления радости о предстоящем дне покоя.

Во время заграничного семестра Макс Бер смастерил свою курильницу бесамим из спичечного коробка. Она символизирует гостеприимство и безграничную принадлежность к иудаизму:



«Я плохо говорил [на иврите], но чувствовал себя, как дома. (...) Мне были знакомы ритуалы, знакомы праздники. Меня довольно хорошо приняли, у меня появилось много знакомых и поэтому у меня было много времени, еще раз получше вникнуть в иудаизм.»



Jüdisches Leben in Sankt Petersburg

Jüdisches Leben in Sankt Petersburg

Die überwiegende Zahl der heute in Deutschland lebenden Jüdinnen und Juden stammt aus der ehemaligen Sowjetunion. Einige von ihnen kamen in den 1990er Jahren nach Marburg. Weiterhin leben aber auch nach wie vor viele Jüdinnen und Juden in der heutigen Russischen Föderation, worauf ein Bereich der Marburger Ausstellung hinwies. Ein Teil der Impressionen zu jüdischem Leben in Sankt Petersburg war eine interaktive Medienstation, die Einblick in eine Ausstellung von 2011 zu „Family Heirlooms and Jewish Memory“

des Staatlichen Museums für Religionsgeschichte in Sankt Petersburg gab.¹³ Es war eine der ersten Themenausstellungen zum Judentum in Kooperation mit dem Zentrum „Petersburger Judaica“ der Europäischen Universität in Sankt Petersburg. Die folgenden Bildeindrücke hat die Kuratorin Alla Sokolova dem Ausstellungsteam in Marburg zur Verfügung gestellt. Es war insbesondere die Ausstellung zu den jüdischen Familien-Erbstücken, die die Religionskundliche Sammlung zu einer auf die Marburger Verhältnisse angepassten Ausstellung inspirierte.



Susanne Rodemeier und Edith Franke (v.l.) stehen vor einer interaktiven Medienstation, die Eindrücke einer Ausstellung zu jüdischen Familien-Erbstücken im Staatlichen Museum für Religionsgeschichte in Sankt Petersburg zeigt.

¹³ SOKOLOVA, Alla: Jewish memory and family heirlooms (based on materials from field studies in St Petersburg, 2010–11) In: *East European Jewish Affairs*, 43:1. Routledge, Taylor & Francis Group, 2013. S. 3–30.

Beim Betrachten der Fotos wird der Kontrast zwischen Familien-Erbstücken und den Ausstellungsstücken in Marburg augenfällig. Durch die Übersiedlung nach Deutschland sind kaum Erbstücke erhalten geblieben. Was aber erhalten blieb, ist die Erinnerung, die sich an sehr persönlichen und nur selten mit Judentum als Religion assoziierten Gegenständen festmacht. In diesen Fällen steht die Erinnerung aufs engste mit dem eigenen Jüdisch-Sein in Verbindung.

Die folgenden Abbildungen geben einen Eindruck von den Ausstellungsaktivitäten des Staatlichen Museums für Religionsgeschichte in Sankt Petersburg zum Judentum. Die Fotos wurden von Dr. Alla Sokolova, die an der Europäischen Universität in Sankt Petersburg lehrt und von Prof. Dr. Ekaterina Teryukova, der stellvertretenden Direktorin des Staatlichen Museums für Religionsgeschichte, zur Verfügung gestellt.

FOTODOKUMENTATION zur Ausstellung „Jüdische Familien-Erbstücke“



SMR. Judaica im Museum. Projekte 2010 - 2022

2010 – Ein neuer Teil der Dauerausstellung wurde eröffnet:

"Antikes Judentum: Biblische Figuren, Szenen und Symbole des Jerusalemer Tempels im ikonografischen Programm der jüdischen Zeremonialgeräte"



SMR. Judaica im Museum. Projekte 2010 – 2022

Sonderausstellungen

- 2010 – "Die gewöhnliche Synagoge"
- 2011 – "Jüdische Familienerbstücke "
- 2013 – "Der Stern und die Leier von König David"
Anlässlich des 120. Jahrestages der Chorsynagoge in St. Petersburg
- 2014 – "Auf ein gutes Jahr!"
Postkarten für die jüdischen Herbstferien
- 2015 – "Die Zeit unserer Freiheit"
Die Tragödie des spanischen Judentums in den Werken russisch-jüdischer Künstler
- 2016 – "Die Familie von Rabbi Medalie. Die Jahre der Unterdrückung"
- 2017 – "Zeit, das Schofar zu blasen"
- 2019 – "Ordnung auf dem Teller. Rechtzeitig zum Pessachfest."
- 2019 – "Sei meine Frau nach dem Gesetz des Mose und Israels"
- 2019 – "Für die Thora, für die Hochzeit und für gute Taten"
(im Staatlichen Historischen Museum des Südrals; Tscheljabinsk)
- 2021 – "Ehrlich und von Herzen"







AUSSCHNITTE aus der Fotodokumentation zur Ausstellung „Jüdische Familien-Erbstücke“

Blick nach St. Petersburg

Viele Marburger Gemeindemitglieder kommen aus der ehemaligen Sowjetunion. In diesem Ausstellungsbereich erhalten Sie Einblick in das Leben von Jüdinnen und Juden, die in Russland leben. Ihre Erinnerungsstücke wurden 2011 in einer Ausstellung des Museums für Religionsgeschichte in Sankt Petersburg gezeigt.



1 WANDGESTALTUNG „BLICK NACH ST. PETERSBURG“

Fotos © Joanna Czajka



Kultur- programm

Mitglieder der Jüdischen Gemeinde geben Einblick in das religiöse Judentum

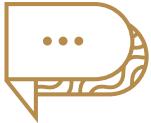


SCHABBAT-KERZEN werden angezündet
(Thorsten Schmermund und Polina Solovej)

Foto © Susanne Rodemeier

Mitglieder der Jüdischen Gemeinde Marburg bereicherten das Rahmenprogramm zur Ausstellung in unterschiedlicher Weise. Gemeindemitglieder wie Bella Izmaylova, Monika Bunk und Thorsten Schmermund beteiligten sich an den wöchentlichen Führungen. Viele Besucher*innen nutzten die Möglichkeit, etwas über persönliche Facetten des Jüdisch-Seins zu erfahren und von Vertrauen geprägte Einblicke in Lebensgeschichten zu erhalten. Besondere Momente des Rahmenprogramms ermöglichen Polina Solovej und Thorsten Schmermund, als sie die Besucher*innen an den Ritualen zu Beginn und am Ende des Schabbats teilhaben ließen.

Die Marburger Nacht der Kunst im Juni 2022 war der Anlass, in den Ausstellungsräumen im Rathaus das Anzünden der Schabbat-Kerzen zu zeigen und zu erklären. Thorsten Schmermund erläuterte bei dieser Gelegenheit, dass jüdische Zeremonien in privaten Räumlichkeiten stattfinden, aber nicht an einen bestimmten Ort gebunden sind. Die Stunden bis zum Anzünden der Lichter um 21:17 Uhr vergingen mit weiteren Erklärungen und Gesprächen, bei denen die Besucher*innen und Mitglieder der Jüdischen Gemeinde auf dem Sofa in den Ausstellungsräumen Platz nahmen. Polina Solovej hatte zwei Teelichter mitgebracht. Sie erzählte, dass sie diese immer bei



Der Schabbat endet, wenn man drei Sterne am Samstagabend am Himmel sehen kann.

sich habe und zum Anzünden des Schabbat-Lichts nutzen könne, falls sie Freitagabend einmal unterwegs sein sollte. In ihrem eigenen Haushalt zündet sie zu Beginn des Schabbat Kerzen an, die auf einem schmuckvollen Kerzenständer stehen. Thorsten Schmermund übernahm an diesem Abend die Rolle des männlichen Hausvorstands und sprach den Kiddusch, den Schabbat-Segen, während Polina Solovej die weibliche Rolle dieses Rituals übernahm und die Kerzen anzündete. Ab dem Moment des Entzündens des Schabbat-Lichts sind nach jüdischem Religionsgesetz 39 Tätigkeitsbereiche verboten. Dazu zählt alles, was als Arbeit definiert ist, insbesondere alles, was mit dem Entzünden von Feuer verbunden ist – je nach theologischer Ausrichtung kann das An- und Ausschalten elektrischer Stromkreisläufe auch dazu gezählt werden.

Thorsten Schmermund erläuterte an diesem Abend: Der Schabbat beginnt am Freitagabend mit Einbruch der Dämmerung und endet am Samstagabend. 18 Minuten nach Sonnenuntergang vollzieht man den Kiddusch. Der Schabbat endet, wenn man drei Sterne am Samstagabend am Himmel sehen kann. Die religiösen Schriften des Judentums sind nicht eindeutig in der Frage, ob die Dämmerung zum Schabbat gehört und falls sie dazugehört, ob die Dämmerung zu Beginn

des Schabbats nach dem Sonnenuntergang gemeint ist, oder doch die Dämmerung am Ende des Tages. Um sicher zu gehen, verlängert man den Schabbat entsprechend und dehnt ihn auf beide Dämmerungszeiten aus. Das Für und Wider derartiger Regeln diskutieren Rabbiner häufig. Sie überlegen, wie die Gesetze im Talmud auszulegen und umzusetzen sind – und sind sich dabei nicht immer einig. Die Diskussionen sind nie abgeschlossen und werden fortlaufend in kommentierten Talmud-Ausgaben veröffentlicht.

Am Samstagabend des Marburger Stadtfestes zeigte und erklärte Thorsten Schmermund das Ritual zum Ende des Schabbats, die Havdalah-Feier. Mit diesem Ritual wird der Schabbat von den gewöhnlichen Wochentagen getrennt. Es begann erst um 22:30 Uhr, als mit Sicherheit drei mittelgroße Sterne am Marburger Himmel

Alles ist für die
HAVDALAH-
FEIER vorbereitet
(Thorsten
Schmermund
beantwortet Fragen
der Ausstellungs-
besucher*innen)
Foto © Susanne Rodemeier





Havdalah-Kerze, Kiddusch-Becher, Besamim-Dose
(Privatbesitz: Thorsten Schmermund; Foto © ders.)



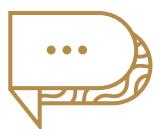
Haudalah-Kerze, Kiddusch-Becher,
Besamim-Dose
(Objekte der Religionskundlichen Sammlung;
Foto © Susanne Rodemeier)

zu sehen waren. Koscherer Wein oder Traubensaft wurde in einen Kiddusch-Becher geschenkt, die Besamim-Dose mit wohlriechenden Gewürzen gefüllt und dann wurde die geflochtene, aus drei Dochten bestehende, Haudalah-Kerze angezündet. Thorsten Schmermund sprach in der vorgeschriebenen Reihenfolge den Segen: erst über den Wein, dann über die Gewürze und schließlich über das Licht. Anschließend trank er einen Schluck und löschte die Kerze auf dem großen Teller mit Wein. Die Gäste bekamen ebenfalls Wein oder Traubensaft. Mit diesem Ritual wird also der Schabbat von den gewöhnlichen Wochentagen getrennt. Haudalah bedeutet Trennung. Der wohlriechende Duft, der dem Besamim-Behältnis entströmt, versinnbildlicht das Angenehme des Schabbats und unterstreicht die Abgrenzung dieses Feiertags vom Alltag. Die Woche kann mit dem Gruß „Gute Woche! Schava u tov!“ beginnen.



Einen Eindruck von der IM ALLTAG PRAKTIZIERTEN JÜDISCHEN TRADITION vermittelte Thorsten Schmermund, als er weitere Objekte aus dem jüdischen Ritus in die Ausstellung brachte, diese erklärte und Fragen beantwortete.

Fotos © Susanne Rodemeier und Heike Luu



Die Woche kann
mit dem Gruß „Gute Woche!
Schawua tov!“ beginnen.

Podiumsgespräch: Vom Weggehen und Ankommen

Einen Teil des kulturellen Rahmenprogramms bildete am 28. Juni 2022 ein Podiumsgespräch im historischen Rathaussaal der Stadt Marburg. Unter der Überschrift „Vom Weggehen und Ankommen“ wurde aus sehr unterschiedlichen Blickwinkeln auf jüdisches Leben in Marburg und Umgebung geschaut. An dem Gespräch nahmen Dr. Helen Roth Dittmer und Dr. Judith Roth, zwei Nachfahrinnen von Schoah-Überlebenden aus dem Dorf Roth bei Marburg, teil. Beide leben jetzt in den USA und waren online zugeschaltet.

Auf dem Podium in Marburg saßen zwei weitere Teilnehmer und eine Teilnehmerin: Polina Solovej wanderte in den 1990er Jahren gemeinsam mit ihrem Mann aus Russland nach Marburg ein. Elliot Samuel Shayle stammt aus einer jüdischen Familie in Großbritannien und promoviert in Marburg. Joël Ben-Yehoshua war der einzige Teilnehmer mit jüdischen Wurzeln, der in Hessen aufwuchs und in Marburg studierte. Mit der Auswahl der Gäste wurde der Facettenreichtum jüdischer Lebenswege mehrerer Generationen thematisiert, wobei alle Wege einen Bezug zu Marburg haben.



PODIUMS-
GESPRÄCH:
Dr. Helen Roth Dittmer
und Dr. Judith Roth
werden online live aus
den USA dazuge-
schaltet.

Verbindendes Element war ferner das „Weggehen und Ankommen“, das zwar unter unterschiedlichen Voraussetzungen stattfand, jedoch für alle eine prägende Lebenserfahrung war.

Migration hat im 20. und im beginnenden 21. Jahrhundert vor unterschiedlichem Hintergrund stattgefunden und das Jüdisch-Sein der Gesprächsteilnehmenden bestimmt. Häufig berichten gerade deutsche Jüdinnen und Juden, dass viele Familienmitglieder – seit Generationen – auf „gepackten Koffern sitzen“. Bereits im Rahmen der Vorbereitung der Ausstellung fiel uns auf, dass in unseren Gesprächen Erzählungen darüber, woher man kam und wohin man ging, viel Raum einnahmen.

Die Schoah bedeutete für Marburg, dass jüdisches Leben ausgelöscht wurde und nach 1945 nur mühsam wieder erwachte. Im Umland der Stadt gibt es bis heute kein jüdisches Leben mehr. Erst durch die Zuwanderung ab 1992 aus der ehemaligen Sowjetunion erfuhr die jüdische Gemeinschaft starken Mitgliederzuwachs mit einem für das Gemeindeleben wichtigen und positiven Effekt: Endlich gab es wieder einen Minjan, die für viele religiöse Verpflichtungen vorgeschriebene Zahl von zehn anwesenden Männern über 13 Jahren. Die Synagoge konnte von nun an ein Ort für eine vollwertige Betgemeinde sein.

Das Podiumsgespräch wurde zweisprachig in Deutsch und Englisch geführt, da drei der Teilnehmenden kein bzw. wenig Deutsch verstanden. So konnten alle in ihrer Muttersprache sprechen

und dennoch darauf vertrauen, dass auch die Zwischentöne in den Erzählungen mit der notwendigen Sensibilität von den Sprecher*innen der anderen Sprache gehört wurden.

Das Podiumsgespräch begann mit einer kleinen Vorstellungsrunde aller Teilnehmer*innen, die die Moderatorinnen einleiteten. Auch sie stellten sich dabei mit sehr persönlichen Einblicken in ihre Beweggründe vor, sich mit Judentum und Migration zu befassen. Damit wurde der Raum geöffnet, dass alle Beteiligten ebenfalls den Mut fanden, relativ offen über Gefühle, Ängste, Nöte und Wünsche zu sprechen. Im Folgenden können sowohl die kurzen Texte, mit denen sich die Teilnehmer*innen des Podiums dem Publikum vorstellten, als auch die anschließende Gesprächsrunde nachgelesen werden.

Moderation:

**ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH
UND SUSANNE RODEMEIER**

SUSANNE RODEMEIER: Ich wohne seit 2018 in Marburg, seit ich Kuratorin der Religionskundlichen Sammlung bin. Aufgewachsen bin ich in der Nähe von München, wo ich auch in die weiterführende Schule ging und Ethnologie studierte. Studium und anschließende Forschungsprojekte führten mich über mehr als dreißig Jahre immer wieder nach Indonesien. Von Forschungen in Indonesien ausgehend entwickelte ich thematische Interessen: Welche Bedeutung hat Glau- be, haben Religionen und Weltvorstellungen im Leben von Menschen, die nicht in Europa aufgewachsen sind? Das würde ich gerne verstehen und führe deshalb immer wieder innerhalb und außerhalb Europas entsprechende Forschungen durch. Ausgehend von Lokalreligionen, habe ich mich mit lokalen Reaktionen auf das Vordringen von Islam und Christentum befasst und nun, in der Vorbereitung der Ausstellung zum Judentum in Marburg, habe ich versucht zu verstehen, was es bedeutet, in Marburg als Jüdin oder Jude zu leben.

Zu meinen Beweggründen, mich mit Judentum zu befassen, kann ich nichts Spezifisches sagen. Vielleicht aber so viel, dass ich mir Zeit meines Lebens vorgenommen habe, nicht wegzusehen, wenn mir auffällt, dass etwas nicht in Ordnung ist. Wir wissen alle, dass das nicht einfach ist. Dieses Anliegen beruht wesentlich auf meiner deutschen Staatsangehörigkeit, aber auch darauf, dass meine Eltern in Schlesien bzw. in Königsberg aufgewachsen und gegen Ende des Zweiten Weltkriegs in den Westen flohen. Für uns Nachkommen, meine beiden Brüder und mich, war es immer klar,



MODERATION: Annegret Wenz-Haubfleisch (links) und Susanne Rodemeier (rechts).

Foto © Heike Luu

dass wir Kinder von „Flüchtlingen“ sind. Meine Klassenkammerad*innen in meiner kleinen Dorfschule sorgten dafür, dass ich das wusste. Ob dies daran lag, dass meine Mutter erfolgreich verhinderte, dass ich Dialekt sprach, weiß ich nicht. Aber es trug sicherlich dazu bei, dass ich Ausgrenzung und Hänserei ausgesetzt war. Als ich zum Studium in die Stadt zog, verschwand die Zuschrift „Flüchtlings“.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH:

Ich bin in dem Dorf Roth südlich von Marburg aufgewachsen, in Marburg zur Schule gegangen und habe hier Geschichte und Englisch studiert. Ich arbeite als Archivarin im Hessischen Landesarchiv. In den 1980er Jahren habe ich erste Kontakte zu jüdischen Überlebenden aus Roth aufgebaut und mich zusammen mit anderen Aktiven für die Erhaltung der Synagoge in Roth und ihre Nutzung als Gedenk-, Kultur- und Bildungsort eingesetzt. Ich war 1996 Gründungsvorsitzende und bin nach längerer beruflicher Abwesenheit seit 2011 erneut Vorsitzende des Arbeitskreises Landsynagoge Roth.

Mir und uns als Verein sind unsere Beziehungen zu jüdischen Überlebenden aus Roth und ihren Nachkommen sehr wichtig. Sie bestanden zuerst zu der Familie Roth, Helen Roth Dittmers beiden Brüdern, bald auch zu anderen jüdischen Familien. Inzwischen kommt bereits die vierte Generation zu Besuch. Zu Beginn war die Erinnerung der Überlebenden ganz wichtig für unsere eigene historische und Gedenkarbeit, aber wir hatten auch das Anliegen, ihnen in ihrer früheren Heimat das Gefühl zu geben, willkommen zu sein, die Möglichkeit zum Anknüpfen an Vergangenes und Verlorenes, zum Gedenken ihrer ermordeten Angehörigen und zum Besuch der Gräber ihrer Vorfahren zu haben. Bei den jüngeren Generationen lag uns am Herzen, ihnen einen Anknüpfungspunkt an ihre unbekannten Wurzeln zu vermitteln, sie spüren zu lassen, das ist das Dorf und die Landschaft, die meine Vorfahren geprägt haben, dieses Haus hat ihnen gehört, in dieser Synagoge haben sie gebetet, dort sind ihre Toten bestattet. Mit der Zeit sind sehr persönliche Beziehungen entstanden. Oft fielen bei solchen Besuchen die Worte healing and reconciliation – Heilung und Versöhnung.

POLINA SOLOVEJ: Ich lebe seit 26 Jahren mit meiner Familie in Marburg. Ich habe drei Kinder (24, 22 und 11 Jahre). Alle sind in Marburg geboren und aufgewachsen. Ich habe an der Philipps-Universität Marburg Informatik studiert und arbeite seit 2010 im Hochschulrechenzentrum. Aufgewachsen bin ich in Sankt Petersburg (Leningrad) in Russland. Unsere Familie hatte keine große Verbindung zur jüdischen Religion. Es gab nur die Hamantaschen zu Purim und Matze an Pessach. Über Religion oder Tradition wurde nie gesprochen. Meine Eltern haben sich immer als Atheisten bezeichnet. Sie müssen bedenken, dass Religion in der kommunistischen Zeit verboten und religiöse Menschen verfolgt wurden. Trotzdem hat meine Großmutter versucht,

die Tradition irgendwie beizubehalten. Mit ihren Cousins hat sie übrigens nur Jiddisch gesprochen. Das war ihre Muttersprache. Meine ersten intensiveren Begegnungen mit der jüdischen Kultur und Religion begannen mit der Perestroika zur Zeit Gorbatschows. Religion war wieder erlaubt worden und die orthodoxen Juden aus Israel haben in den größeren Städten religiöse Schulen für Kinder und auch für Erwachsene eröffnet. Gleichzeitig sind neue jüdische Gemeinden gebildet worden. Seit unserer Ankunft in Marburg gehört meine Familie zur Jüdischen Gemeinde. Meine Kinder waren im Grundschulalter in der Sonntagsschule und später besuchten sie den Religionsunterricht in der Synagoge. In der Familie halten wir jüdische Tradition, Gesetze und Feiertage so weit wie möglich ein und versuchen bei allen Aktivitäten in der Gemeinde dabei zu sein.



Polina Solovej

Foto © Heike Luu

HELEN ROTH DITTMER: Ich wurde am 3. Januar 1939 in Chicago, Illinois (USA), geboren. Das war sieben Monate, nachdem meine Eltern Markus und Toni Roth und meine Geschwister Herbert, Irene und Walter als Flüchtlinge vor Nazi-Deutschland in Chicago ankamen. Später erfuhren wir, dass meine Großmutter Bertha Stern und ihre beiden Söhne Hugo und Louis in Auschwitz starben. Jenny, die Schwester meines Vaters starb ebenfalls.

Wir waren eine konservative jüdische Familie, lebten koscher, zündeten Freitagabend Kerzen an und gingen am Samstagmorgen zum Gottesdienst in unsere nahe gelegene Synagoge Habonim. Glücklicherweise waren wir in eine Gemeinde mit anderen deutschen Flüchtlingen und einigen Verwandten gekommen, und so fühlten sich meine Eltern von Tanten und Cousins in der Nähe unterstützt. Der vorherrschende Geist in der Familie war zuerst das Überleben und dann der Erfolg. Mein Vater Markus arbeitete als Metzger in den Schlachthöfen, meine Mutter mühte sich damit ab, Englisch zu lernen und die Familie großzuziehen, und meine Brüder bemühten sich, sich zu integrieren und erfolgreich zu sein. Meine Schwester hatte ihre eigenen Herausforderungen zu meistern. Jeder von ihnen war bewundernswert.

Ich wuchs in Chicago auf und studierte an der University of Chicago, wo ich 1977 in Geschichte promovierte. 1973 heiratete ich Lowell Dittmer. Wir haben einen Sohn Mark. Nachdem wir in Buffalo, New York, Hongkong und Ann Arbor, Michigan, gelebt hatten, ließen wir uns in Piedmont, Kalifornien, nieder, während Lowell an der University of California in Berkeley Politikwissenschaften lehrte. Ich unterrichtete einige Jahre lang Geschichte in der Bay Area und wurde dann, nachdem ich einen Hochschulabschluss in Kommunikationswissenschaften erworben hatte, Bibliothekarin.

JUDITH ROTH: Ich empfinde es als ein Privileg, heute Abend hier zu sein. Es gibt einen hebräischen Ausdruck, an den ich immer wieder denke, während ich hier sitze: Es ist nicht ‚muvan me’eilav‘ – es ist nicht selbstverständlich, dass wir alle zusammenkommen und unsere Erfahrungen über unterschiedliche Geschichten und Realitäten hinweg miteinander teilen können. Ich denke, das wird für Helen und für mich wirklich zutreffend sein. Und ich möchte sagen, dass Dr. Annegret

Wenz-Haubfleisch zusammen mit dem Arbeitskreis der Synagoge in Roth eine außergewöhnliche Brücke errichtet hat, die es uns ermöglicht hat, uns jahrelang mit dem Erbe der Zwangsmigration unserer Familie und den Auswirkungen des Holocausts auseinanderzusetzen. Es ist unglaublich bewegend, hier zu sein. Vielen Dank auch an Prof. Dr. Edith Franke und Dr. Susanne Rodemeier für die Einladung und die Idee.

Ich bin Helens Nichte, das heißt, ich gehöre auch zur zweiten Generation. Ich selbst bin nie vertrieben worden oder ein Flüchtling gewesen. Und doch wurde mir, seit ich mich erinnern kann, gesagt, ich sei ein Kind von Flüchtlingen. Der Holocaust hat mich als Mensch tief geprägt.

Ich bin heute hier mit anderen Menschen, die auf meinen Schultern sitzen: Auf der einen Seite stehen meine Eltern, meine Geschwister, Verwandten und Vorfahren. Auf der anderen Seite sitzen meine Kinder. Frau Dr. Rodemeier, Sie berichten in Ihrer persönlichen Vorstellung, dass Sie sich dafür interessieren, was es bedeutet, als Jude in Marburg zu leben. Ich interessiere mich für eine verwandte Frage: Was bedeutet es, heute irgendwo als Jude zu leben, und welche Verantwortung haben wir?

Ich bin in den 1960er und 1970er Jahren in Chicago aufgewachsen, in einer Zeit des gesellschaftlichen Umbruchs. Das Judentum war ein wichtiger Mittelpunkt unseres Familienlebens. Wir lebten in einer vielfältigen Gemeinschaft, blieben aber weitgehend in der jüdischen Welt. Wir erfuhren früh, dass wir Kinder von Flüchtlingen und Opfern des Holocausts waren – eine Identität, die untrennbar mit unserer jüdischen Identität verbunden war.

Mein Vater Walter (Wally) Roth wurde 1929 in Roth, Deutschland, geboren. Er war einer der Brüder von Helen. Im Jahr 1938 wanderte er

zusammen mit seinem älteren Bruder Herbert, seiner älteren Schwester Irene, seinem Vater Markus und seiner Stiefmutter Toni Stern in die USA ein. Die Familie meiner Mutter, die ursprünglich aus Polen stammte, zog in den 1920er Jahren nach Berlin. Der Vater meiner Mutter wurde bei Kriegsbeginn in Sachsenhausen getötet, und meine Mutter, damals noch ein kleines Mädchen, wurde zusammen mit ihrer Schwester für fünf Jahre in ein Leben aus Flucht und Verstecken katapultiert, das sie von Deutschland nach Holland, Belgien, Frankreich, Italien und schließlich nach Palästina führte. Die Mutter meiner Mutter war die Enkelin eines chassidischen Rebben, der ein Shtetl in Berlin besaß. Als ich aufwuchs, wusste ich sehr wenig über seine Praktiken oder über den Chassidismus.

Mein Vater und meine Mutter machten Chicago zu ihrer neuen Heimat. Sie haben uns dazu erzogen, am jüdischen Leben teilzunehmen – Synagoge, jüdische Ganztagschulen, Jugendbewegungen und jüdische Sommerlager prägten es. Die Feiertage und der Schabbat waren wichtige Momente des Zusammenseins mit Familie und Freunden. (Auch heute noch versammeln wir uns am Vorabend des Schabat auf ZOOM.) Meine Eltern bemühten sich, ein jüdisches Leben zu schaffen, das neu, belebend und akademisch war. Meinem Vater war es besonders wichtig, dass er in den jüdischen Gemeinden, in denen er sich engagierte, Führungsaufgaben übernahm. Er machte die jüdische Gemeinde in Chicago zu seiner eigenen. Die Beschäftigung mit Israel und all den herausfordernden Fragen der Zeit waren ebenfalls zentrale Themen in der Familie.

Wie meine Eltern habe auch ich als Mutter versucht, meinen Kindern zu helfen, sich in jüdischer Hinsicht zu bilden, Fragen zu stellen und Gemeinschaften zu finden. Das Judentum hat zwei Werte, die für mich besonders bedeutsam waren: Tikkun

Olam (die Welt reparieren) und Livui Ruchani (geistige Begleitung). Zusammen mit dem Gebet und den Ritualen hoffte ich, dass sie dadurch ein Gefühl dafür bekommen würden, dass das Leben heilig ist. Ich wollte auch, dass meine Kinder die Gefahren begreifen, denen die jüdische Gemeinschaft ausgesetzt ist, und ebenso die, für die die jüdische Gemeinschaft verantwortlich ist – und dass sie sich mit den Unterschieden zwischen jüdischer Ermächtigung und Machtmissbrauch auseinandersetzen. Mein Sohn sagt vielleicht, ich habe mein Leben damit verbracht, persönlich und beruflich herauszufinden, was man braucht, um eine Vertreibung psychisch zu überleben. Meine Tochter sagt vielleicht, dass ich nicht gesehen habe, wie viel an Ritual, Gebet und spiritueller Inbrunst auf dem Weg verloren gegangen sind. Beides ist wahr.

Ich bin klinische Psychologin und Psychoanalytikerin und beschäftige mich mit den existenziellen Fragen der Erwachsenenentwicklung und damit, wie Vertreibung und Einwanderung über Generationen hinweg nachhallen. Aber ich glaube auch, dass das, was wir sind, vieles von dem vermittelt, was wir zur Heilung brauchen. Es geht darum, diese Quellen der Kraft zu finden. Ich habe das Privileg, in der humanitären Begleitung tätig zu sein. Bei dieser Arbeit geht es um die Unterstützung von Kollegen, die an der Front arbeiten, auch in Palästina/Israel.

Im September 2021 erhielten meine Kinder und ich mit Hilfe von Dr. Annegret Wenz-Haubfleisch die deutsche Staatsbürgerschaft zurück. Diese Rückkehr war uns wichtig angesichts der Zeiten, in denen wir leben.

Ich wiederhole es: Es ist ein Privileg, heute bei Ihnen zu sein.



Foto © Heike Luu

AUF DEM PODIUM:

Elliot Samuel Shayle und Joël Ben-Yehoshua (v.l.)

ELLIOT SAMUEL SHAYLE | אלiot שמואל שייל

Ich wurde 1995 in Watford, einer Stadt nördlich von London, geboren. Wie die meisten britischen Juden sind meine Eltern Melanie und Richard beide säkulare, moderne orthodoxe Juden. Folglich sind meine Erziehung und meine frühen Lebenserfahrungen ziemlich typisch für jemanden meiner Generation, der in der „jüdischen Blase“ im Norden Londons aufgewachsen ist. Im Gegensatz zur heutigen deutsch-jüdischen Gemeinschaft haben die meisten britischen Juden eine ziemlich lange Familiengeschichte im Vereinigten Königreich. Ich bin die 5. und 6. Generation meiner Familie, die im Vereinigten Königreich geboren wurde, und unsere Gemeinde fühlt sich im Allgemeinen sehr „sesshaft“ und „britisch“.

Ich besuchte jüdische Schulen für meine Grundschul- und den größten Teil meiner Sekundarschulausbildung. Trotz meiner jüdischen Erziehung war mein Hebräisch nie besonders gut und ich fand die Shul (Synagoge) immer langweilig! Es fiel mir schwer, jemals eine tiefe, spirituelle Verbindung zu den religiösen Elementen des Judentums zu spüren, und ich zog es vor, mich als Brite zu betrachten. Aufgrund mangelnder Unterstützung für meine Behinderung verließ ich die jüdische Schule im Alter von 17 Jahren und wechselte auf eine kulturell sehr vielfältige Schule in London. Dort wurde mir bewusst, dass ich

tatsächlich eine tiefe Verbindung zur kulturellen und philosophischen Seite meiner jüdischen Identität hatte. Seitdem habe ich immer versucht, in der jüdischen Gemeinschaft aktiv zu bleiben und jüdische Werte zu verkörpern. Obwohl ich nur selten in die Synagoge gehe, war ich eine Amtszeit lang Schatzmeister der Jüdischen Gesellschaft der Universität Liverpool, habe an einer „Birthright“-Reise¹⁴ nach Israel teilgenommen und stelle oft meine Liebe zu frischen Bagels heraus.

Ich glaube, die jüdische Kultur legt weltweit großen Wert auf Bildung, und ich habe die meiste Zeit meines Erwachsenenlebens als Student verbracht. An der University of Liverpool und dem University College London (UCL) habe ich Biologie studiert und mich schließlich auf Evolution und Naturschutz konzentriert. In den letzten Jahren beunruhigte mich die Zunahme des Antisemitismus im Vereinigten Königreich und insbesondere in der Studentenschaft, aber ich hatte das Glück, dass ich als Kind nur wenige Fälle von offenem Antisemitismus erlebte. Meine Mutter hatte nicht so viel Glück. Sie wurde als Kind häufig antisemitisch schikaniert, was sie zutiefst verunsicherte. Obwohl keiner dieser Menschen Deutscher war, bleibt sie Deutschland gegenüber aufgrund des Holocausts misstrauisch. Dennoch war sie begeistert, als ich ihr ankündigte, dass ich nach Marburg ziehen würde, um dort im Bereich Waldschutz zu promovieren, und sie besuchte mich im Mai sogar!

¹⁴ Die Organisation Birthright Israel bietet Jüdinnen und Juden zwischen 18 und 26 Jahren kostenlose Reisen nach Israel an: <https://de.birthrightisrael.com> [zuletzt aufgerufen am: 24.02.2023].

JOËL BEN-YEHOSHUA: Ich wurde Ende 1991 in Hadamar bei Limburg an der Lahn als Sohn einer protestantisch-deutschen Mutter und eines jüdisch-israelischen Vaters geboren. Bis zum Studium habe ich im 1200-Seelen-Dorf Mensfelden gewohnt, bin in einem anderen Dorf zur Grundschule und später in Limburg ins Gymnasium gegangen. Meine Umgebung war stets protestantisch und katholisch geprägt. Als Kind war ich wenige Male in der Synagoge in Wiesbaden. Weil ich in Israel Familie habe, war ich oft dort und wurde zweisprachig erzogen.

Durch meinen ungewöhnlichen Vor- und Nachnamen („Joël“ mit „Jo“ wie in „Johannes“) wurde ich oft mit meinen jüdischen Wurzeln konfrontiert, besaß aber wenig Wissen über das Judentum. Ich erinnere mich daran, wie mir in der Schule schon früh Mitschüler*innen den Nahostkonflikt erklären wollten. Dumme Sprüche hin und wieder gab es natürlich auch, bis hin zu einer symbolischen Zwangstaufe im Vollrausch auf der Abifahrt. Durch den erstarkenden Antisemitismus begann ich mich ab 2014 politisch dagegen zu engagieren und zu organisieren. Das führte auch dazu, dass ich das erste Mal mit Jüdinnen*Juden im gleichen Alter kontinuierlich in Kontakt kam.

In Marburg habe ich von 2012 bis 2020 gelebt, Physik und Philosophie studiert und zuletzt am Institut für Philosophie gearbeitet und gelehrt. Seit 2020 arbeite ich in Jena in einem Projekt zum Antisemitismus in Thüringen. Im August beginne ich eine Promotion zum Thema „Die Säkularisierung christlich-antijüdischen Denkens im Rahmen der Aufklärung“ an der Frierich-Schiller-Universität Jena. Außerdem engagiere ich mich weiterhin politisch gegen jede Form von Antisemitismus. Erst in den letzten Jahren habe ich begonnen, mich mit jüdischen Texten und Traditionen intensiver auseinanderzusetzen und zu identifizieren, um mich eben nicht nur mit den

Schattenseiten des Jude-Seins, sondern auch mit den schönen Seiten zu beschäftigen.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH: In den persönlichen Vorstellungen unserer Podiumsteilnehmer und –teilnehmerinnen ist schon einiges zum Thema Weggehen und Ankommen angeklungen. Wir haben gehört, woher sie oder ihre Vorfahren stammten und wohin sie gegangen sind. Diese Themen wollen wir nun vertiefen und dabei mit dem Aspekt des „Weggehens“ beginnen. Helen Roth Dittmers Eltern und Judith Roths Vater sind aus Roth bei Marburg weggegangen und in Chicago gelandet, Polina Solovej, Elliot Samuel Shayle und Joël Ben-Yehoshua haben andere Orte verlassen und sind in Marburg angekommen. Und nun unsere Frage: „Welche Bedeutung hatte das Weggehen für Sie persönlich bzw. für Ihre Familie und was bedeutet dieses Weggehen für Sie aus heutiger Sicht, im Rückblick?“

Wir möchten jetzt gerne chronologisch vorgehen, mit dem Weggang der Familie Roth nach Chicago 1938 beginnen und die Sichtweise von Helen Roth Dittmer und dann von Judith Roth als Vertreterin der nächsten Generation kennenlernen.

HELEN ROTH DITTMER: Wie ich bei meiner Vorstellung bereits sagte, war ich noch nicht geboren, als meine Familie Roth im Juni 1938 verließ und sich in Chicago ansiedelte. Sie ging nicht freiwillig, sondern wurde hierzu gezwungen. Mein Vater war ein stolzer Deutscher. Er hatte im Ersten Weltkrieg gekämpft und dafür eine Auszeichnung erhalten. Er ließ, wie ich bereits sagte, einen Bruder und eine Schwester zurück – Bruder Moritz, dem es 1939 gelang, mit seiner Familie nach England zu fliehen, und seine Schwester Jenny, die aus Frankfurt deportiert und ermordet wurde.

Wenn ich an ihre Abreise denke, kann ich mir vorstellen, dass sie mit einem Gefühl von Angst und

Sorge erfüllt waren. Sie waren durchaus nicht unwissend, was auf sie zukommen würde. Immerhin schickten sie ihren ältesten Sohn Herbert nach Marburg zum Englischunterricht; ich glaube, das war 1936. Aber dennoch war es für sie ein unglaublicher Albtraum, den sie erleben mussten.



SCHRANK aus dem Familienbesitz Roth Dittmer

Ich habe einen Schrank, den Sie auf dem Foto sehen: Meine Eltern haben ihn 1938 gekauft. Es war ihnen nicht erlaubt, Devisen aus Deutschland auszuführen, also kauften sie Möbel. Ich weiß nicht, was sie sonst noch erworben haben. Aber dieser Schrank, den Sie hier vor sich sehen, stand bei meinen Eltern im Wohnzimmer, und jetzt steht er im Familienzimmer unseres Hauses. Ich muss zugeben, er fällt schon auseinander, aber mein Sohn erachtet ihn als Familienantiquität, und das ist uns allen wichtig.

Für meine Brüder und meine Schwester war es geradezu traumatisch, ins Ausland gehen zu müssen. Anders kann man es nicht ausdrücken. Mein Bruder Herbert war 14, fast 15, und er begann tatsächlich zu spüren, dass er dort in Roth seinen Platz hatte. Er hatte Freunde. Er spielte Fußball, und plötzlich wurde er rausgeworfen. Walter war jünger, 9 Jahre alt. Irene war 13. Sie hatten alle den Verlust ihrer Mutter Selma erlitten, die 1934 starb, kaum dass die Nazis an die Macht gelangt waren. So kamen schreckliche Ereignisse zusammen. Sie erlitten diesen Verlust ihrer Mutter, und dann wurden sie obendrein aus ihrem Land vertrieben. Man kann es nicht anders beschreiben: Eine Tragödie folgte auf die nächste.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH: Ich danke Dir sehr herzlich, Helen, dass Du uns hast teilhaben lassen, in welcher schrecklichen Situation sich Deine Familie befand, als sie auswandern musste. Ich möchte jetzt Judy einbeziehen, die ja eine Tochter von Helens Bruder Walter ist. Judy, ich möchte Dich fragen, welchen Einfluss dieses Weggehen der Familie aus Roth auf dein Leben genommen hat.

JUDITH ROTH: Nach Helen zu sprechen, ist nicht so einfach. Es ist sehr bewegend und macht mich eigentlich sprachlos. Wir haben in der Vorbereitung auf diesen Abend viele Gespräche mit einander, mit Annegret und mit meiner Tochter geführt. Ich glaube, man kann schwerlich das, was der Familie Roth zugestoßen ist, als „Weggehen“ bezeichnen. Es war Vertreibung. Es war Flucht. Es war ein Trauma. Sie hatten keine Wahl. Und das Trauma hallte nach und hörte nicht auf, denn es gab Demütigungen in Deutschland. Die Erniedrigung und Entwürdigung setzten sich fort, als sie sich in Chicago niederließen. Ich wurde 23 Jahre nach ihrer Ankunft geboren, also habe ich als Kind all das nicht verstanden. Ich habe es gelernt. Ich habe es gleichsam gerochen. Es gab vorzeitige

Todesfälle. Es gab viel Schmerz und Depression. Meine Großmutter in Chicago, Helens Mutter, war sehr traurig und immer besorgt. Sie kümmerte sich oft um mich, denn meine Mutter hatte eine Mutter in Belgien, die während des Holocausts ebenfalls eine junge Mutter gewesen war, und auch sie war traurig. Darum flog meine Mutter oft nach Belgien, um sich um sie zu kümmern. Es existierte also ein Gefühl von etwas Schrecklichem. Ich glaube, als zweite Generation habe ich versucht, das zu verstehen. Ich bin mir bewusst, dass mein Vater, wenn er noch am Leben wäre, das, was ich hier sage, vielleicht nicht gut finden würde. Er und meine Mutter waren bestrebt, ihr Leben in Chicago wunderbar zu gestalten. Sie engagierten sich in Kultur und Bildung. Sie hatten ein großartiges Leben und drängten uns, auch ein solches Leben zu erlangen. Mein Vater wollte glauben, dass wir die Last dessen, was geschehen war, nicht spürten. Und natürlich waren wir unvergleichlich besser geschützt. Aber der Schmerz und die Qualen, die im Familienethos mitschwangen, verschwanden nicht völlig. Was ich damit sagen will, ist, dass ich mir als zweite Generation einen Reim auf die Dinge machen musste, die nicht gesagt wurden. Und ich denke, das gilt vielleicht auch für die dritte Generation. Ich höre das von Kindern.

Es wurde so sehr darauf gedrängt, ein erfolgreiches Leben zu führen, neu anzufangen, für meinen Vater und Herbert und Helen etwas aufzubauen – und dafür zu sorgen, dass es uns als Kindern von Flüchtlingen gut geht –, dass nicht viel über die Größe von Verlust und Scham gesprochen wurde, mit denen die Familie leben musste. Wir mussten es herausfinden – es fühlen, es sehen, es in Worte fassen –, ohne uns darin zu verlieren oder dadurch Schaden zu nehmen.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH: Vielen Dank Helen und Judy, dass ihr uns mitgenommen habt in die Situation des „Weggehens“ Eurer

Familie aus Roth – eine viel zu neutrale Formulierung, die der tiefen Tragik nicht gerecht wird, und die Folgewirkungen auf die nächste Generation. – Ich würde jetzt gerne auf die andere Seite des Podiums wechseln und Polina Solovej fragen: Was bedeutete es für Sie, aus Sankt Petersburg wegzugehen in ein fremdes Land, nach Deutschland.

POLINA SOLOVEJ: Ich bin nicht aus Sankt Petersburg weggegangen, ich habe Russland verlassen. Die Idee, aus Russland zu emigrieren, hatte ich schon lange. Bereits im Teenager-Alter hegte ich diesen Wunsch. Es geschah nicht nur aus wirtschaftlichen Gründen, sondern es war der Antisemitismus in Russland, der mich dazu gebracht hat. Wir sagen immer, in Deutschland gibt es Antisemitismus. Aber man kann ihn überhaupt nicht mit dem Antisemitismus vergleichen, der in Russland herrscht. Schon im Schulalter hatte ich immer mit Antisemitismus zu tun. Ich habe lange Zeit überlegt, ob ich lieber nach Deutschland oder nach Israel umziehen möchte. Während meiner Schulzeit machten wir eine Klassenfahrt nach Deutschland, und damals habe ich entschieden: Ja, das ist das Land, in dem ich leben will. Deswegen haben wir Deutschland gewählt. Übrigens war meine Oma energisch dagegen, dass ich nach Deutschland umziehe. Sie kommt aus Weißrussland und hat fast ihre ganze Familie im Zweiten Weltkrieg verloren. Ich bin mit meinem Mann nach Deutschland ausgewandert. Meine Eltern und meine Oma sind in Russland geblieben. Später folgten uns meine Schwiegermutter, ihre Schwägerin und ihre Familien. Bis heute finde ich, dass ich mich richtig entschieden habe. Schon immer wollte ich etwas anderes erleben als meine Eltern, etwas Neues entdecken. Ich fühle mich in Deutschland eigentlich wohl. Ich finde, dass dieses Land besser zu meinem Charakter passt als Russland, und ich denke, sogar besser als Israel.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH:

Herzlichen Dank, dass Sie uns so viel über Ihre Motivation, Russland zu verlassen und den Weg hierher zu nehmen, berichtet haben. Elliot Shayle hat einen ganz anderen Grund gehabt, nach Marburg zu kommen. Erzählen auch Sie uns, was Sie aus England nach Marburg geführt hat.

ELLIOT SAMUEL SHAYLE: Für mich kam das Weggehen nach Deutschland sehr unerwartet. Ich hatte zwar immer ein Gefühl von Abenteuer in mir, wollte schon immer mehr von der Welt sehen und das Leben in anderen Ländern erleben. Aber Deutschland war, ehrlich gesagt, nie wirklich auf meinem Schirm als Ort, an dem ich vielleicht leben wollte. Vor der Pandemie dachte ich daran, nach Israel zu gehen, aber aus praktischen Gründen – wie der Arbeit und dem bürokratischen Aufwand, um dorthin zu gelangen – hat sich das nicht ergeben. Und so habe ich mich schließlich auf die Suche nach Promotionsmöglichkeiten gemacht, denn ich wollte unbedingt promovieren, was mich letztendlich nach Deutschland führte. Ich hatte große Angst, umzuziehen, weil es hier in Marburg keine britische Gemeinde gibt und ich wusste, dass ich irgendwie hilflos und weniger mit anderen Menschen oder Orten oder Dingen verbunden sein würde.

Da es also keine britische Gemeinschaft gibt und ich keine familiären Bindungen zu diesem Land, dieser Stadt oder dieser Universität habe, war ich sehr erleichtert, als ich herausfand, dass es hier eine Jüdische Gemeinde gibt. Denn das würde bedeuten, dass ich wenigstens nicht den Teil meiner Identität als jüdischer Mensch aufgeben müsste und zumindest mit anderen kosmopolitischen Menschen zusammen sein könnte – Menschen, die mich verstehen würden, wenn sie mich vielleicht auch nicht als Gast bei sich aufnahmen. Nun weiß ich, sie sind sehr gastfreudlich! Ich bin erleichtert, dies sagen zu können.

Eigentlich ist es eine ziemlich verrückte Geschichte, dass ich, obwohl ich noch nie in Marburg gewesen war, mit meinem ganzen Hab und Gut hierherzog. Ich sehe darin eine gewisse Parallelie zu meinen Vorfahren, die nach London kamen, ohne vorherige Erfahrung mit dem Land, ohne dessen Sprache, ohne Wissen darüber, wo sie leben würden. Sie stiegen einfach eines Tages in ein Boot und kamen an. Ich wusste, dass mich ihr Blut – in einem sehr poetischen Sinne – durchfließt, darum wollte ich gewissermaßen in ihre Fußstapfen treten und mich einfach kopfüber in ein neues Leben und eine neue Welt stürzen. – Ich bin froh, dass ich es getan habe.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH:

Vielen Dank Elliot. Ich denke, jetzt gehen wir weiter zu Joël Ben-Yehoshua und sind gespannt auf seine Erfahrung mit dem Weggehen.

JOËL BEN-YEHOSHUA: Ich habe den allergrößten Teil meines Lebens in Hessen gewohnt. Dennoch gibt es in meiner Familie ebenfalls viele Geschichten des Weggehens. Mit Blick auf meine jüdischen Vorfahren hat wahrscheinlich mein Urgroßvater nach der Oktober-Revolution Weißrussland, also Belarus, verlassen und ist in das damalige Palästina ausgewandert. Meine Urgroßmutter kommt aus einem Ort namens Munkatsch, heute Ukrainisch: Mukatschewo. Der Ort hat sehr oft die Nationalität gewechselt und ist heute Teil der Ukraine. Meine Urgroßmutter ist in den 1930er Jahren nach Palästina emigriert. In der deutschen Familie, also der Verwandtschaft mütterlicherseits, hat ebenfalls Vertreibung stattgefunden. Das trifft auf alle meine Großeltern zu. Die protestantische Familie stammt aus einem heute polnischen Gebiet und musste im Zweiten Weltkrieg fliehen. Hier in Hessen bestehen ebenso interessante genealogische Zusammenhänge. Mein langer Stammbaum geht zurück bis ins 15. Jahrhundert zum Rabbi von Katzenelnbogen,

heute in Rheinland-Pfalz gelegen und knapp 30 km von meinem Heimatort entfernt. Für mich ist es schön, zu wissen, dass meine Familie im Nassauer Land schon so lange präsent ist.

In Marburg habe ich acht Jahre gewohnt. Marburg ist der Ort, an dem ich mich politisiert habe, wo ich angefangen habe, mich mit Antisemitismus auseinanderzusetzen. Ich habe ab und zu auch Kontakt zur Jüdischen Gemeinde gehabt, auch mit Amnon Orbach. Amnon hat mich explizit eingeladen, wofür ich ihm dankbar bin. Aber es war schwierig, mich dort zugehörig zu fühlen. Ich habe eher Bezug zu Leuten in meinem Alter, zu Jüdinnen, Juden, Israelis.

Ich habe auch einen Gegenstand mitgebracht. Er kommt von einem Ort, der mir in Marburg besonders wichtig war, die linksradikale Kneipe H8. Diese gibt es nicht mehr. Für mich mit meiner Herkunft vom Land waren Linke eher anstrengend. Vor allem über meinen Namen und wenn

ISRAEL-FAHNE AUS DEM H8

Foto © Joël Ben-Yehoshua



ich erzählte, dass mein Vater aus Israel kommt, musste ich mir immer nervige Sachen anhören. Aber im H8 standen immer kleine Israel-Fahnen. Ich glaube, meistens auf dem Tresen. Das war für mich einfach schön, weil an diesem Ort kein Antisemitismus geduldet wurde. Darum hatte ich dort eine sehr gute Zeit und konnte mich auf eine Art und Weise politisieren, wie ich es anderswo nicht gekonnt hätte.

ANNEGRET WENZ-HAUBFLEISCH:

Vielen herzlichen Dank an alle Podiumsteilnehmer und -teilnehmerinnen. Ich denke, wir haben sehr vielfältige Lebensläufe und Situationen kennengelernt, die zum Weggehen geführt haben. Auch sehr tragische. Ich möchte Ihnen nun gerne kurz die Möglichkeit geben, sich gegenseitig Fragen zu stellen oder auch etwas zu kommentieren.

ELLIOT SAMUEL SHAYLE: Joël, äußerlich wirkst Du auf mich sehr jüdisch. Und natürlich bist Du das auf jeden Fall. Aber ich frage mich: ob Du durch Deine nicht-jüdische Mutter eine komplexere Beziehung zu deiner deutschen Identität hast oder ein vielfältigeres Selbstverständnis. Du hast ferner diese „ererbte“ Verbindung mit diesem Land, diesem Staat. Ich hingegen habe immer das Gefühl, Großbritannien gegenüber distanziert zu sein, weil keiner meiner Vorfahren tatsächlich aus Großbritannien stammt.

JOËL BEN-YEHOSHUA: Das ist eine sehr interessante Frage. Ich bin auf dem Dorf aufgewachsen, und ich sehe mich irgendwie auch als Dorfmensch. Ich liebe es auf dem Dorf zu sein, ich mag den Wald, ich mag keine Städte. Ich glaube, das ist etwas, das sehr an mir hängen geblieben ist. Was das spezifisch Deutsche an meiner Mutter, an meiner Familie ist, könnte ich gar nicht sagen. Auf jeden Fall war aber die Frage „Bist Du Jude?“ für mich lange Zeit nicht so einfach zu beantworten. Das ist mir eben nicht in die Wiege

gelegt worden, sondern etwas, das ich mir erarbeiten musste, wofür ich mich entscheiden muss-te. Meine Eltern haben mir aber auch die Freiheit gegeben, mich zu entscheiden.

SUSANNE RODEMEIER: Vielen Dank. Ich denke, es ist an der Zeit, uns dem zweiten Schlüsselbegriff, mit dem wir diesen Abend hier überschrieben haben, zuzuwenden: „Ankommen“. Einigen von Euch war immer sehr bewusst, dass die Ankunft damit verbunden war, dass es keine Möglichkeit zur Rückkehr mehr gab. Für die Studenten in unserer Runde ist das ein wenig anders. Ihr könnt wieder zurückgehen, wenn irgendwann die Zeit im Ausland vorbei ist, wenn Ihr in ein weiteres Land oder wieder zurück in Euer Geburtsland ziehen wollt. Aber trotzdem haben wir erfahren, auch Ihr beide, die Ihr nicht unmittelbar eine Entwurzelung in der eigenen Familie miterlebt habt, befasst Euch mit den Schritten Eurer Vorfahren, die ihren Wohnort immer wieder wechselten. Ich möchte fragen, wie war es, an einem neuen Ort, in einer neuen Gesellschaft anzukommen? Habt Ihr das Gefühl, dass Ihr inzwischen angekommen seid? Und wenn ja, was oder wer hat Euch geholfen an dem Ort anzukommen? Wenn Ihr bisher nicht angekommen seid, was fehlt eigentlich? Was wünscht Ihr Euch? Was würde zum Ankommen dazugehören?

Ich denke, wir richten die Frage wieder zuerst an Helen. Helen, ich habe das Gefühl, dass Du, obwohl Du bei der Ausreise Deiner Eltern noch nicht geboren warst, die schwerste Erfahrung mit dem Weggehen gemacht hast. Magst Du uns einen Einblick geben, wie es für Dich mit dem Ankommen war, oder vielleicht sogar bis heute ist?

HELEN ROTH DITTMER: Ich bin hier in Chicago wenige Monate nach der Ausreise meiner Eltern und Geschwister geboren worden. Ich habe das

Ankommen also von den Menschen um mich herum erfahren. Alle drei Geschwister mussten zur Schule gehen. So war ich mit meiner Mutter allein zu Hause. Ich begleitete sie zu den vom YMCA [deutsch: CVJM] angebotenen Englischkursen, diese waren ein wichtiger Teil ihres Ankommens. Eine Erleichterung waren Verwandte meiner Mutter um uns herum: Onkel, Tanten, Cousins und Cousinen, die fußläufig von uns wohnten, sodass wir emotionale und soziale Unterstützung erhielten. Am Samstagnachmittag gingen wir gewöhnlich zu einer der Tanten zum Kaffeetrinken, und ich bin sicher, dass man das in Roth viele Jahre zuvor auch so gemacht hat. Das war also eine Art Übertragung eines alten Brauchs, der das Ankommen hier leichter und handfester machte.

Zwei Dinge möchte ich noch hervorheben, die das Leben bestimmten. Erstens: meine Mutter hat nie Freunde außerhalb der Familie gefunden. Denn sie hat niemandem außerhalb der Familie getraut, auch nicht, wenn er Jude war. Ich weiß nicht, wie das in Roth war, aber hier war es so. Zweitens: Mein Vater hatte es mit dem Ankommen schwerer. Da er sehr viel gearbeitet hat, wurde sein Englisch nie so gut wie das meiner Mutter. Er hatte nicht viele Freunde; dazu hatte er gar keine Zeit, obwohl er geselliger war. Seinen Bruder Leopold zum Beispiel, der von 1938 bis 1962 in New York lebte, sah er in dieser ganzen Zeit dreimal: Einmal, als er mit unserer Familie in New York ankam, einmal, als Lee nach Chicago kam, und ein weiteres Mal, als mein Vater nach New York fuhr, um Lee und Tante Sedda zu besuchen, die aus Israel kam. Er konnte einfach weniger Beziehungen pflegen. Mit einem Freund, Josef Stern, war er in Nieder-Ohmen aufgewachsen. Als dessen Familie auf die Westside zog, sahen sie sich nur noch wenige Male, denn die Sterns fuhren kein Auto und wir ebenfalls nicht. Es funktionierte einfach nicht.

Ferner möchte ich anfügen: Ich glaube, das Gefühl des Ankommens wurde stärker, als es eine Synagoge für deutsch-jüdische Flüchtlinge gab. Habonim war die Synagoge, der wir angehörten. Meine Mutter hing wirklich sehr an diesen Gottesdiensten am Samstagmorgen. Der Bezug zur Gemeinde gab ihr ein Gefühl des Ankommens, glaube ich. Sie hat ihre Mutter nie vergessen, nie hat sie vergessen, was sie verloren hatte. Mein Vater hatte den Wunsch, mit seinen beiden Söhnen einen Lebensmittelladen oder eine Art Delikatessengeschäft zu eröffnen. Daraus wurde aber nie etwas. Denn seine Söhne hatten andere Ziele, sie strebten nach Bildung und Gelehrsamkeit, Erfolg und Leistung. Und es gelang ihnen. Sie waren erfolgreich, haben etwas erreicht. Ich denke, es ist völlig offensichtlich, und das muss für alle Flüchtlinge gelten, dass die Menschen, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden, niemals ein so ausgeprägtes Gefühl der Zugehörigkeit bekommen wie ihre Kinder, die aufgrund der Anstrengungen ihrer Eltern in der Lage sind, sich ein eigenes Leben aufzubauen.

SUSANNE RODEMEIER: Helen, ich würde gerne an Deine Gedanken anknüpfen und Judy fragen, ob Du denkst, dass es für die zweite Generation, die keine eigene Fluchterfahrung gemacht hat, einfacher ist? Du bist ja in Amerika geboren und hast immer dort gelebt. Was bedeutet die Erfahrung des Ankommens Deiner Eltern für Dich? Im Zusammenhang mit dem „Weggehen“ hast Du ja bereits angedeutet, dass diese Erfahrungen auch die nächste und sogar übernächste Generation beschäftigt? Ist das auch in Bezug auf das Ankommen so?

JUDITH ROTH: Zweifellos bin ich meinen Eltern, meinen Großeltern, meinem Onkel und meinen Tanten unendlich dankbar. Wir mussten keine Demütigungen erdulden und keinen eklatanten Antisemitismus erleben. Wir hatten so viel: eine

Kindheit, Schulbildung, Ferien, Geburtstage mit Spielzeug. Wir lebten in Sicherheit, und es gab ein tiefes Gefühl der Vorhersehbarkeit und wirtschaftlichen Stabilität.

Mein Vater, der als kleiner Junge nach Chicago kam, empfand ein tiefes Gefühl der Verbundenheit und Zugehörigkeit und stand seinem neuen Land unvoreingenommen gegenüber. Das haben wir gespürt. Meine Mutter hatte zwiespältige Gefühle. Sie war sich nie ganz sicher, ob sie in den USA bleiben oder nach Israel ziehen wollte, nie sicher, ob ihr die amerikanischen Sitten, die wir annahmen, gefielen. Sie war besorgt, dass wir „amerikanisch“ werden könnten – dass wir kulturelle Werte übernehmen könnten, die sie für oberflächlich hielt –, und ich glaube, sie war besorgt, dass wir für sie nicht mehr erkennbar werden könnten.

Keiner von beiden sprach viel über seine deutschen oder europäischen Wurzeln jenseits des Holocausts. Diese verschwanden, außer natürlich in den Speisen, die wir aßen, und in den Zusammenkünften mit meiner Großmutter. Im Laufe meiner Kindheit und meines Erwachsenwerdens änderte sich vieles. Deutschland war zunächst nur ein Schatten. Wie viele Juden wussten wir, dass wir keine in Deutschland hergestellten Produkte kaufen durften. Wir kontrollierten die Verpackungen. Das hat mit der Zeit nachgelassen. Aber erst als ich den Arbeitskreis in Roth kennenlernte, hörte es ganz auf, glaube ich. Und die Zeiten änderten sich. Deutschland wurde in unseren Köpfen zu einem Verbündeten, zu einem Land, zu dem wir eine Verbindung aufbauen wollten. Gleichzeitig suchten wir weiter nach Wegen, um zu begreifen, was in Europa geschehen war und was unsere Vorfahren uns hinterlassen hatten. Ich sehe das bei meiner Generation, und ich sehe es bei meinen Kindern.

Die Frage nach dem Ankommen birgt ein Risiko in sich, mit dem ich zu kämpfen habe: Wir müssen darauf achten, dass hier nicht die Hoffnung geteilt wird, dass wir von den Hinterlassenschaften, die wir tragen, befreit werden können – dass wir einen Abschluss anstreben und die Dinge für immer ruhen lassen können. Der Schatten des Holocausts lastet weiterhin auf uns, genau wie der Schatten der amerikanischen Sklaverei in meinem Land.

Meine Geschwister und ich sind in den USA verwurzelt und haben ein sehr erfülltes Leben. Wir haben so viel erhalten – Freizügigkeit, gute Bildung, Gesundheitsversorgung und wirtschaftliche Ressourcen. Gleichzeitig sind wir eine weiße Familie in den USA, die von strukturellen Ungleichheiten und Rassismus profitiert hat. Dem können wir nicht entkommen. Wir müssen uns fragen, was der Zuzug meiner Eltern gebracht hat und auf wessen Kosten. Meine Eltern hatten trotz des Erbes eines völkermörderischen Traumas ein unvorstellbares Leben, aber sie haben auch als weiße Migranten die Grenze übersprungen. Dieser Schatten ist etwas, mit dem meine Generation und die meiner Kinder rechnen müssen. Die Ankunft bringt schwierige Aufgaben und neue Fragen zur Rechenschaftspflicht und Wiedergutmachung mit sich. Es ist nicht leicht, darüber nachzudenken, dass die Häuser, die wir erworben haben, die Stadtteile, die wir bewohnen, und die Zufluchtsorte, in die wir investiert haben, auf Kosten anderer Menschen entstanden sind. Ich sage das als weiße amerikanische Jüdin, und ich sage das als jemand, der sich zutiefst für die in Israel/Palästina lebenden Menschen engagiert. Die Fragen unserer Ankunft haben mit dem Erbe des Holocausts und mit anderen unerbittlichen Unterdrückungen zu tun, die tiefe historische Wurzeln haben und auch heute noch sehr lebendig sind.

SUSANNE RODEMEIER: Liebe Judy, liebe Helen, mir fällt es schwer, Euch zu unterbrechen und eine weitere Antwort aus unserer Gesprächsrunde zu erbitten. Ganz herzlichen Dank für Eure Offenheit.

Ich möchte nun Polina Solovej bitten, lass' uns doch ebenfalls an deinen Gedanken und Erfahrungen teilhaben. Ich vermute, dass es Überschneidungen mit den Erlebnissen und Gedanken von Helen oder auch Judy gibt, aber sicherlich waren große Teile deiner Erfahrungen mit dem Ankommen, in diesem Fall in Deutschland, ganz andere.

POLINA SOLOVEJ: Wie bin ich in Deutschland angekommen? Wahrscheinlich wie die meisten Kontingentflüchtlinge landeten wir in einem Ausländerheim. Wir hatten bei allem aber auch Glück. Die nächste Bushaltestelle war nur fünfzehn Minuten Fußweg von uns entfernt. Das war wirklich ein großes Glück. Ausländerheime waren in den 1990er-Jahren angefüllt mit Kriegsflüchtlingen aus dem ehemaligen Jugoslawien, aus Georgien, aus Armenien. Zum ersten Mal war ich in dieser Situation mit vielen fremden Menschen zusammen. Auf sehr engem Raum, mit ständigem engen Kontakt waren unterschiedliche Kulturen untergebracht. Das war wirklich eine schreckliche Erfahrung.

Zum Unterschied: In Russland waren wir berufstätig, ich habe studiert, wir gehörten eigentlich zur Mittelschicht. In Deutschland sind wir plötzlich ganz unten gelandet. Wir wurden zu ganz armen Leuten und waren ohne Sprachkenntnisse. Das war wirklich ziemlich schrecklich. Du musstest große Kraft aufbringen, um irgendwie nach oben zu kommen und wenigstens auf einer mittleren Position zu landen. Ich persönlich wollte weiter studieren. Ich dachte, in Deutschland kann ich in einem halben Jahr Deutsch lernen, und

dann werde ich studieren. Dann stellte ich aber fest, mein Schulzeugnis entsprach nicht dem Abitur, es wurde nicht als äquivalent anerkannt. Ich musste noch einmal für ein Jahr in die Schule gehen. Aber auch das half nur wenig. Immer wieder gab es Sprachprobleme, immer wieder verstanden wir die Behörden nicht. Das waren wirklich schwierige Zeiten. Auf der anderen Seite hat uns die Jüdische Gemeinde unglaublich viel geholfen. Dort trafen wir weitere Menschen, die die gleichen Probleme hatten. Sie wurden für mich zu einer Ersatzfamilie. In ihnen habe ich meine Oma, meine Tante, wenn auch in anderen Menschen, wiedergesehen.

Heute kann ich die Frage nach der Ankunft positiv beantworten, ja, wir sind angekommen. Wir stehen hier schon fest auf den Beinen. Die Kinder sind natürlich wie Deutsche. Man kann sie nicht von den deutschen Kindern unterscheiden. Aber bei mir ist es anders. Ich werde immer wieder gefragt: „Woher kommst Du?“ Ich weiß, ich muss jetzt den Rest meines Lebens so leben, weil mein Deutsch nicht perfekt ist. Deshalb werde ich immer anders wahrgenommen als alle anderen Menschen. Wenn ich zu einem Besuch nach Russland fahre, fühle ich mich aber auch nicht mehr zu Hause. Dort hat sich auch alles verändert, sodass ich auch dort die Regeln, die Gesetze nicht mehr verstehe. Ich fühle mich auch dort nicht mehr wohl.

SUSANNE RODEMEIER: Polina, darf ich kurz unterbrechen. Ich sehe, dass Du noch etwas vor Dir liegen hast? Hast Du etwas mitgebracht, über das Du etwas erzählen möchtest?

POLINA SOLOVEJ: Ja. Ich habe mich gefragt, was nehme ich mit? In meiner Jugend, als ich das erste Mal an einem Machane teilnahm, einer Jugendfreizeit für jüdische Kinder und junge Erwachsene, haben wir ein Handtuch mit einem Gebet zum Händewaschen bestickt. Und als ich

nach Deutschland abgereist bin, habe ich es mitgenommen, es ist immer bei mir.

SUSANNE RODEMEIER: Herzlichen Dank! Obwohl es sehr spannend wäre von Dir, Polina, noch mehr zu hören, möchten wir doch auf jeden Fall auch noch von Joël und von Elliot hören, was sie zum Thema „Ankommen“ sagen werden. Ich bin sehr gespannt, was Elliot nun erzählt.

ELLIOT SAMUEL SHAYLE: Ich würde gerne noch mehr zu meinem Hintergrund erklären. Ich hatte immer mehrere Identitäten, ich bin Jude, aber auch Brite. Aber ich habe mich auch immer sehr europäisch gefühlt – schon vor dem Brexit. Und eine Identität, die ich bisher noch nicht erwähnt habe, ist, dass ich auch behindert bin und daher nie zu 100 Prozent irgendwo hingehöre, denke ich. Als ich zum Beispiel in der Jüdischen Gemeinde aufwuchs, fühlte ich mich in meiner „jüdischen Blase“ im Norden Londons sehr wohl, wo ich bis zum Alter von 17 Jahren

POLINA SOLOVEJS SELBSTBESTICKTES HANDTUCH mit einem Gebet zum Händewaschen



Foto © Heike Luu

jüdische Schulen besuchte. Aber der Grund, warum ich sie mit 17 verließ, war, dass ich unter Berücksichtigung meiner Behinderung an dieser Schule sehr schlecht gefördert wurde. Diese Schule war ziemlich konservativ, und so ging ich schließlich zu einer kulturell sehr vielfältigen Schule in Nord-London, wo alle Einwanderer waren, wenn nicht der ersten, so doch der zweiten Generation. Obwohl ich mich also in der Jüdischen Gemeinde sehr wohl fühlte, hatte ich auch das Gefühl, dass ich eher in kosmopolitische Räume gehöre. Aber dann wiederum kam ich nach Deutschland, wo ich noch nicht einmal die Sprache spreche. – Und ich spreche die Sprache immer noch nicht wirklich, sorry. – Es ist wirklich sehr schwer, weil ich mich an völlig neue Lebensweisen gewöhnen muss, die sich für mich immer noch sehr fremd anfühlen. Und obwohl ich mich definitiv dafür entschieden habe, nach Deutschland zu kommen, lag es auch daran, dass ich ein bisschen aus Großbritannien herausgedrängt wurde. Ich wollte unbedingt ein Promotionsstudium machen.

Ich habe mich nie irgendwo ganz zu Hause gefühlt oder das Gefühl gehabt als wäre ich an einem Ort ganz angekommen, weil mein ganzes Leben sehr wechselhaft war. Es war geprägt von Wachstum, neuen Orten, neuen Dingen, neuen Erfahrungen und neuen Menschen. Und hierher nach Marburg zu kommen ist ein weiterer Teil davon. Es ist definitiv der schwierigste Teil, den ich bisher erlebt habe. Als wir im Februar oder März das erste Vortreffen für diese Podiumsdiskussion hatten, lebte ich in einer anderen WG und machte eine andere Promotion als jetzt, und so bleibt es schwierig. Ich finde es aber toll, dass ich hier eine jüdische Gemeinde habe, in der ich mich verankert und eingebunden fühlle. Aber ich glaube nicht, dass ich jemals ganz ankommen kann, und vielleicht sollte ich daraus eher Kraft schöpfen, als mich darin einzurichten. – Vielleicht.

SUSANNE RODEMEIER: Vielen Dank Elliot. Ich erinnere mich auch, dass Du in unserem Vorgespräch gesagt hast: „Eigentlich suche ich nach britischen Freunden. Die gibt's hier in Marburg irgendwie nicht“. Und jetzt habe ich den Eindruck, vielleicht ist es doch das Jüdische, das Dir Halt geben kann. Ich wünsche Dir viel Glück und alles Gute auf diesem Weg. Vielleicht trägt ja auch der heutige Abend dazu bei.

Joël, schade, dass Du jetzt der letzte auf dem Podium bist. Aber nichtsdestotrotz, auf jeden Fall weiß ich bereits aus unserem Vorgespräch, dass jetzt noch ein ganz spannender weiterer Punkt angesprochen wird, den wir bisher nicht erwähnt haben.

JOËL BEN-YEHOSHUA: Ich denke, ich verstehe, was Elliot gesagt hat. Vielleicht sind wir zu jung zum Ankommen, und es ist vielleicht auch gar nicht das Ziel. Mir geht es ähnlich. Ich bin eher ständig in Bewegung und mag das eigentlich auch. Worauf ich in dem Kontext eingehen kann, ist meine Entscheidung für das Judentum, die nicht selbstverständlich war.

Ein Freund von mir hat damit angefangen, lokal-historische Forschung zu den Juden aus meinem Heimatdorf zu treiben. Besonders in Erinnerung geblieben ist mir, dass irgendwann ein Foto aus den 1930er Jahren mit jüdischen Kindern auftauchte, die ein Schild „... in Mensfelden 1932“ mit einem großen Davidstern hielten. Das war für mich ganz verrückt, zu sehen, dass es in meinem kleinen – ich sage mal bewusst „judenfreien“ – Dorf, einst Juden gab. Man sieht davon nichts mehr. Ich beschäftige mich seit vielen Jahren mit Antisemitismus, und eine der Philosophinnen, mit der ich mich auch viel beschäftigt habe, ist Hannah Arendt. Von ihr stammt der Spruch: „Wenn man als Jude angegriffen wird, muss man sich auch als Jude verteidigen.“ Hierbei habe ich das Gefühl, das ist etwas Wichtiges.

Eine unangenehme, aber wichtige Sache, die ich zum Ende gerne ansprechen möchte, kommt aus meiner Beschäftigung mit dem Antisemitismus. Gerade heute ist ein Bericht veröffentlicht worden von der „Recherche- und Informationsstelle Antisemitismus“ in Thüringen, für die ich arbeite. Ich empfinde die Situation als ständigen Kampfmodus, wenn man sieht, was alles passiert. Der Bericht über antisemitische Vorfälle 2021 belegt, dass sieben Vorfälle pro Tag registriert wurden. Jeden sechsten Tag gab es einen Angriff. Darunter waren mehrere Fälle von extremer Gewalt. Der Documenta-Skandal in Kassel ist hier „um die Ecke“. Es ist wirklich sehr unangenehm, was derzeit geschieht, und wieviel gesellschaftlichen Rückhalt es gibt.

Ich glaube, es ist ein großes Problem, dass Antisemitismus in allen gesellschaftlichen und politischen Spektren präsent ist. Das führt dazu, dass sich alle gegen Antisemitismus aussprechen können, ohne wirklich etwas tun zu müssen: Rechte prangern den Antisemitismus der Linken und in migrantischen Milieus an, Linke den der Rechten und so weiter. Und den Antisemitismus in der Mitte der Gesellschaft sollte man natürlich auch nicht vergessen. Alle behaupten, sich gegen Antisemitismus einzusetzen, aber ohne dass es für den Einzelnen unangenehm wird. Denn es ist verdammt unangenehm sich einzustehen, dass Antisemitismus als gesamtgesellschaftliches Phänomen auch vor Familie, Freund*innen und Kolleg*innen keinen Halt macht. Wer nicht vor der eigenen Haustür kehren möchte, praktiziert eine Art „Gratis-Solidarität“, schlimmstenfalls werden Juden und Jüdinnen dadurch schamlos instrumentalisiert. Damit wirklich etwas besser wird und nicht schlechter, darf man auch in den eigenen Kreisen, mag es auch weh tun, nicht schweigen, sondern sich dagegen aussprechen, sich klar dagegen positionieren. So

kann man vielleicht dazu beitragen, dass wir hier ankommen können und sich die deutsche Gesellschaft nicht in eine Richtung entwickelt, die das Ankommen für Jüdinnen und Juden auf jeden Fall schwerer macht.

SUSANNE RODEMEIER: Joël, Deine eindringlichen Worte möchte ich gerne als Schlusswort stehen lassen. Wir sind zwar an einen Punkt gelangt, an dem eine vertiefende Diskussion aller Beiträge sehr interessant wäre. Doch da unsere Zeit bereits fortgeschritten ist, möchte ich den weiteren Austausch auch mit Ihnen, dem Publikum, gerne in das Foyer verlagern, wo Getränke und Gebäck für uns bereitstehen. Ganz herzlichen Dank noch einmal allen auf dem Podium und unseren aus Amerika und Israel zugeschalteten Gästen, von denen wir uns an dieser Stelle verabschieden müssen, sowie Ihnen allen für Ihren Besuch unseres Podiumsgesprächs.

Auf der Suche nach jüdischer Musik: Ein Abend mit Jascha Nemtsov

Am 14. Juli 2022 führte der Pianist und Musikwissenschaftler Professor Jascha Nemtsov die Gäste im Rahmen eines Klavierkonzerts mit Musik und Erläuterungen durch den Abend in der Aula der Alten Universität der Philipps-Universität Marburg. Der Raum mit seinen riesigen, historischen Wandgemälden zeigt Motive aus der Gründungsgeschichte der Marburger Universität. Die Gemälde benötigen aus restauratorischen Gründen ein spezielles Raumklima, sodass eine Lüftung mit Frischluft von außen nicht möglich war. Der Raum durfte deshalb nur mit Mund-Nasenschutz betreten werden. Wer dennoch zu dem Konzertabend kam, wurde mit einem wunderbaren Konzert belohnt und erfuhr Unerwartetes über jüdische Komponisten.

Jascha Nemtsov wurde 1963 im sibirischen Magadan geboren. Er studierte am Staatlichen Konservatorium in Sankt Petersburg und lebt seit 1992 in Deutschland. Er wurde 2004 promoviert und habilitierte sich 2007. 2013 wurde er als Professor für Geschichte der jüdischen Musik an die Hochschule für Musik Franz Liszt Weimar berufen. Darüber hinaus ist er Akademischer Direktor der Kantorenausbildung des Abraham Geiger Kollegs an der Universität Potsdam, wo er ebenfalls lehrt. Nemtsov ist zudem Herausgeber der Schriftenreihe „Jüdische Musik. Studien und Quellen zur jüdischen Musikkultur“ im Harrassowitz Verlag in Wiesbaden. Seine wissenschaftlichen Arbeiten

konzentrieren sich auf jüdische Musik und jüdische Komponisten im 19. und 20. Jahrhundert sowie auf Themen wie „Nationalismus und Musik“, „Religion und Musik“ oder „Totalitarismus und Musik“. Als Pianist nahm er mehr als 40 CDs auf, die mehrfach international ausgezeichnet wurden. Die CD mit Sonaten für Violine und Klavier von Shostakovich und Weinberg mit dem Geiger Kolja Blacher erhielt 2007 den Preis der deutschen Schallplattenkritik. 2018 bekam Nemtsov den neugegründeten Opus Klassik Preis für seine Anthologie aus 5 CDs mit Klavierwerken des im Stalinismus verfolgten Komponisten Vsevolod Zaderatsky. 2020 erschien bei hänssler CLASSIC eine Box mit drei CDs seiner Ersteinspielungen der Coplas Sefardies des sephardischen Komponisten Alberto Hemsi (zusammen mit der Sopranistin Tehila Nini Goldstein). Nemtsovs aktuelle CD-Projekte enthalten wiederentdeckte Werke der herausragenden deutsch-jüdischen Komponisten Hans Heller und Bernhard Sekles, die Opfer der nationalsozialistischen Verfolgung wurden. Am 27. Januar 2012 und am 27. Januar 2022 spielte Nemtsov anlässlich des Tages des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus im Deutschen Bundestag.

Der folgende Text bezieht sich auf die Einführungen, die Jascha Nemtsov an diesem Konzertabend gegeben hat.



JASCHA NEMTSOV

Foto © Susanne Rodemeier

Das erste Musikstück, eine Mazurka von Władysław Szpilman (1911–2000), komponierte dieser 1942 im jüdischen Getto in Warschau. Der Anlass, die Mazurka zu komponieren, war ein besonderer: Die Nationalsozialisten hatten Musik von Frederik Chopin verboten, weil er als polnischer Nationalkomponist galt. Szpilman hat deshalb Stücke komponiert, die deutliche Adaptionen von Chopin sind. Berühmt wurde Szpilman, weil er die Musik zu dem auf dieser Autobiographie fußenden Film „Der Pianist“ von Roman Polanski komponierte.

Danach folgte eine Suite („Little Suite“) von Hans Heller (1898–1969). In Deutschland geboren, begann für Hans Heller im Zweiten Weltkrieg eine Odyssee, die auch eine Überlebensgeschichte ist, in der er verschiedene Lager, Zwangsarbeit erlebte und Deportationen in den Osten entkam. Die letzten Kriegsmonate überlebte er nur deshalb, weil er in einem Versteck durch die Französische Résistance versorgt wurde. Nach dem Krieg emigrierte Heller nach Amerika. Allerdings konnte

er dort nicht Fuß fassen, sodass sein Name und damit auch seine Musik in Vergessenheit gerieten. Der Osteuropa-Historiker Professor Wolfgang Eichwede, ein Neffe von Hans Heller war es, der Jascha Nemtsov auf Heller aufmerksam machte. Gemeinsam öffneten sie Hellers Nachlass und entdeckten bisher gänzlich unbekannte Werke. Sein „Requiem für den unbekannten Verfolgten“ konnte im Jahr 2021 in Erfurt mit dem MDR-Sinfonieorchester und dem MDR-Rundfunkchor uraufgeführt werden. Die „Little Suite“, die Nemtsov für das Publikum in Marburg spielte, hat Hans/John Heller in New York komponiert, bevor er 1955 nach Deutschland zurückkehrte.

Bernhard Sekles (1872–1934) war, anders als Hans Heller, in Deutschland Anfang des 20. Jahrhunderts ausgesprochen bekannt. Er war ein Frankfurter Urgestein, Komponist, Dirigent, Kompositionspädagoge, Lehrer von Paul Hindemith und Theodor W. Adorno. In den 1920er Jahren war Sekles Direktor des Hoch'schen Konservatoriums und unterrichtete dort die erste Jazz-Klasse

überhaupt. Die letzten Monate seines Lebens verbrachte er im jüdischen Altersheim. Dort komponierte er 23 klitzekleine „Fantasiestücke“. Zu der Zeit war Sekles bereits krank, was vermuten lassen würde, dass es sich um bedrückende Stücke handeln würde. Das Gegenteil ist der Fall: Die Stücke sprühen vor Lebendigkeit und Humor. Nemtsov entdeckte diesen Zyklus in der Bibliothek der Frankfurter Musikhochschule, wo Sekles Manuskripte aufbewahrt sind. Der in Marburg gespielte Zyklus ist mit „Fantasiestücke“ überschrieben. Sie wurden nie gedruckt, nie gespielt, bis sie 2020 von Jascha Nemtsov erstmals eingespielt wurden. Den Witz dieser Stücke ahnt man bereits, wenn man nur auf das letzte blickt. Es heißt „Fuge über den Ton C“, ein Stück, das sich nur um den Ton C bewegt, der vier Mal wiederholt wird.

Der Name Viktor Ullmann (1898–1944) ist seit etwa 30 Jahren wieder Teil des internationalen Musikrepertoires. Er gehörte zu den vielen jüdischen Musikern und Komponisten, die in der Zeit des Nationalsozialismus verfolgt wurden. Ullmann lebte seit Anfang der 1920er Jahre in Prag und wurde 1942 in das Ghetto Theresienstadt deportiert – das sogenannte Vorzeigeghetto, das zu propagandistischen Zwecken missbraucht wurde. Dort konnte Ullmann weiterhin kreativ arbeiten und komponieren, bevor er nach Auschwitz transportiert und dort ermordet wurde. Er war zwar in eine jüdische Familie hineingeboren, wurde aber als Kind getauft und später zu einem glühenden Anhänger der Anthroposophie. Mit Judentum hatte Ullmann nie etwas zu tun, bis er nach Theresienstadt kam. Dort entwickelte er großes Interesse für jüdische Musik und für jüdische Kultur. Jüdische und hebräische Volkslieder bearbeitete und arrangierte er neu, zum Beispiel für Chor. In seiner 7. Klaviersonate „Variationen und Fuge über ein hebräisches Volkslied“ versucht er, verschiedene Kultursphären zu verbinden: Ein hebräisches Volkslied aus dem damaligen Palästina mit drei



JASCHA NEMTSOV

Foto © Susanne Rodemeier

anderen symbolträchtigen Motiven, bestehend aus einem lutherischen Choral, aus einem griechischen Choral und den Tönen „B-A-C-H“. Man kann das Stück als einen Versuch verstehen, in einer Welt, in der vieles auseinanderfällt, diese Teile wenigstens künstlerisch zu verbinden.

Während Viktor Ullmann erst im Lager Theresienstadt seine jüdische Identität für sich entdeckte, war das bei Joachim Stutschewsky (1891–1982) ganz anders. Er gehörte zu den Musikern, die ganz bewusst einen jüdischen Stil in der Musik gesucht und auch entwickelt haben. Stutschewsky stammte aus der heutigen Ukraine, wo er in eine Familie von Klezmorim hineingeboren wurde. Seit seiner Kindheit war er im Klezmer-Milieu aktiv, in dem sich alle Familienmitglieder beteiligten. Der junge Stutschewsky spielte zunächst Geige, dann Violoncello. Mit 16 Jahren wollte er eine richtige Musikerbildung bekommen. Deshalb ging er für sein Studium nach Leipzig, aber auch in die Schweiz und nach Österreich. Er gehörte zu dem

Kreis um Arnold Schönberg, weil auch er sich für neue Musik einsetzte. Ab den 1920er Jahren widmete er sich immer mehr der jüdischen Musik. Erst als Interpret, bald aber auch als Komponist, gründete er in Wien einen Verein zur Förderung jüdischer Musik und publizierte zu jüdischer Musik. Wenige Tage vor dem „Anschluss Österreichs“ 1938 floh er in die Schweiz und emigrierte Ende desselben Jahres nach Palästina. Dort und später in Israel hat er den Rest seines langen Lebens verbracht. Die vier jüdischen Tanzstücke, die Jascha Nemtsov an diesem Abend spielte, komponierte Stutschewsky 1931 in Wien. Sie basieren auf der chassidischen Kultur Osteuropas.

Es gab in Europa zu dieser Zeit mehrere nationale Strömungen oder Schulen, zu denen Komponisten wie Smetana und Dvořák in Tschechien, Edvard Grieg in Norwegen oder Jan Sibelius in Finnland gehörten. Einer der ersten Komponisten, die diese folkloristische oder neo-folkloristische Bewegung in der Musik beflogen, war Franz Liszt (1811–1886). Nemtsov hat sein Werk in das Programm aufgenommen, weil es wichtig ist, um die jüdisch nationale Bewegung zu verstehen. Franz Liszt hat sich für die Musik von Sinti und Roma seiner ungarischen Heimat interessiert und deren Melodien in seinen ungarischen Rhapsodien verarbeitet. Allerdings ist es nicht ungarische nationale Folklore, sondern die Folklore der Sinti und Roma. Auch die Rhapsodie Nr. 13, die Nemtsov in Marburg spielte, enthält mehrere authentische Volksmelodien der Sinti und Roma. Liszt versuchte, auf dem Klavier die Art des Musizierens und den Klang der „Volksinstrumente“ zu imitieren. Laut Nemtsov sind die Musik der Sinti und Roma und die Musik der jüdischen Klezmer-Kapellen sehr ähnlich. Es handelt sich um verwandte Musikinstrumente, aber auch die Art der musikalischen Performanz ist ähnlich und oft musizieren beide Ensembles gemeinsam oder ersetzen einander.

Es handelt sich hier um eine sehr interessante transkulturelle musikalische Identität im östlichen Europa.

Nach der Ungarischen Rhapsodie von Franz Liszt beendete Jascha Nemtsov den Abend mit einer Jüdischen Rhapsodie von Juliusz Wolfsohn (1880–1944). Wolfsohn war so etwas wie ein Enkelschüler von Franz Liszt und orientierte sich auch stilistisch stark an Liszt als Vorbild. Er wurde in Warschau geboren, studierte in Russland und verbrachte den größten Teil seines Lebens in Wien. Er hat sich als Pianist, als Interpret romantischer Musik neben Liszt und Chopin einen Namen gemacht und schließlich auch als Komponist. Als Komponist hat er ausschließlich im jüdischen Stil gearbeitet. Die osteuropäische jüdische Folklore kannte er sehr gut und hat eine ganze Reihe von virtuosen Werken auf Basis dieser jüdischen Folklore veröffentlicht. Wolfsohn ist 1938, nach dem „Anschluss Österreichs“, nach New York geflohen. Niemand weiß, was aus seinem Nachlass geworden ist. Erhalten sind nur die Werke, die zu seinen Lebzeiten in Wien publiziert wurden. Dazu zählt auch die Jüdische Rhapsodie. Sie ist in einer zweiteiligen Form komponiert, zunächst eine langsame Einleitung und dann ein tänzerisches Finale. Auch Wolfsohn versucht, auf dem Klavier den Klang der Volksinstrumente nachzuahmen, ganz besonders die Zimbel.

Als Zugabe schenkte Nemtsov dem Publikum ein „Lied ohne Worte“ der jüdischen Komponistin Fanny Hensel Mendelssohn (1805 – 1847), die erst in den letzten Jahrzehnten entdeckt wurde. Sie war die ältere Schwester von Felix Mendelssohn Bartholdy. Zu Lebzeiten durfte sie nicht unter ihrem eigenen Namen auftreten, weil ihre Familie eine Frau als Komponistin als unschicklich ansah. Einige ihrer Lieder wurden unter dem Namen ihres Bruders veröffentlicht.

Beschwingter Abschluss der Ausstellung mit Kabarett von Aliosha Biz

Die Ausstellung „Jüdisches Leben in Marburg“ hatte ein Vierteljahr gezeigt, wie Erinnerung unser tägliches Leben bestimmt. Die Universitätsstadt Marburg und die Religionskundliche Sammlung der Philipps Universität luden zu einem beschwingten Ausklang einer Ausstellung ein, die ihrerseits das jüdische Leben – und auch das jüdisch-russische Leben – spiegelte. Die Ausstellung schloss am 24. August 2022 im historischen Rathaussaal mit einer Veranstaltung, bei der der Musiker und Kabarettist Aliosha Biz den russisch-jüdischen Alltag aus ungewöhnlicher Perspektive und unter Einbeziehung seiner eigenen Geschichte in den Blick nahm. „Der Fiddler ohne Ruf“ war ein russisch-jüdischer Kabarett-Reigen mit „a bissele a Muzik“ und viel politisch inkorrekt, slawischem, jüdischem und sonstigem Humor.

Das passte aus mehreren Gründen. Einerseits stammen viele Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft aus Osteuropa. So war es nicht unwahrscheinlich, dass nicht nur die Mitwirkenden an der Ausstellung, sondern auch viele ihrer Besucher*innen etliches aus dem Programm

schmunzelnd wiedererkannten und manches staunend neu entdeckten. Andererseits folgte diese Veranstaltung dem Humor, der im Zusammenhang mit jüdischen Themen und im Hinblick auf die Weltlage, wenn man den Worten des jüdischen Regisseurs und Schauspielers Dani Levy folgt, ermutigt:



„Dutzende Male sollte ich schon erklären, was es mit diesem jüdischen Humor auf sich hat. Natürlich, er ist selbstironisch, leidgeprüft und paradox. Er sieht den Menschen als Problemfall, Gott als überfordert und die Psychiater übererteuert. Aber was diesen Humor so anziehend macht, weswegen wir ihn lieben, ist seine zutiefst ermutigende Wirkung. Das Gelächter, falls es denn überhaupt welches gibt, kommt aus dem Herzen, aus dem Zentrum der Lebensplanung.“¹⁵

¹⁵ LEVY, Dani: „Jetzt mal Tacheles“. Die jüdischen Lieblingswitze von Paul Spiegel. (Hrsg v. Dina und Leonie Spiegel) Düsseldorf: Artemis & Winkler, 2009: S. 8.



ALIOSHA BIZ

Foto © Monika Bunk

ALIOSHA BIZ wurde in Moskau geboren. Wie alle sowjetischen Kinder musste er bei der Erdäpfelernte helfen. Als diese für ihn als Zumutung empfundene Kindheit vorbei war, entschied er sich eines Tages, in die Stadt seiner Großeltern, nach Wien überzusiedeln, wo er noch am selben Abend am Südbahnhof ausstieg. Heute unterhält

der Künstler sein Publikum mit skurrilen russisch-jüdischen Geschichten, lässt Oligarchen als politische Strippenzieher auftreten und erklärt, wie man als Osteuropäer Tiroler Dialekt sprechen lernt. Er begleitet sich selbst auf der Geige, wie er es schon in seiner Kindheit in Moskau machen musste – nur heute entscheidet er selbst, wann er spielen möchte.

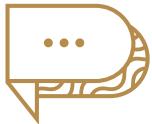
Grußwort zum Abschluss der Ausstellung

NADINE BERNSHAUSEN



Drei Monate lang wurde die Ausstellung „**Jüdisches Leben in Marburg: Erinnern schafft Identität**“ im Rathaussaal in Marburg gezeigt. Was bleibt? Was nehmen wir mit von diesem spannenden Beitrag der Religionskundlichen Sammlung der Philipps-Universität zum Stadtjubiläum Marburg800? Was nehmen wir mit in einer Zeit, in der Judentum und das jüdische Leben wieder stärker in den Fokus gerückt sind: Es geht um das Schicksal der Menschen – und darunter viele Juden – die durch den Ukraine-Krieg Sicherheit und Heimat verlieren; wir erleben eine Energiekrise, von der der Zentralrat der Juden befürchtet, dass sie zu einer Zunahme des Antisemitismus führen könnte und auf der **documenta** in Kassel klingen die Antisemitismusvorwürfe nicht ab.

In dieser Situation beenden wir hier in Marburg unsere Ausstellung zum jüdischen Leben mit politisch inkorrektem russischem Humor, jüdischen Witzen und Musik mit dem Kabarett von Aliosha Biz. Geht das? Ist das denn passend? Können wir angesichts der Entwicklung der derzeitigen Weltlage ein so wichtiges Thema auf diese Weise abschließen? Wir glauben ja! Wir glauben, dass gerade der Humor über Schwierigkeiten hinweg trägt. Dass er Widersprüche aufzeigt und möglich macht, das zu sagen, was unerträglich und



Verständnis füreinander ist die beste Basis für ein friedliches Miteinander.

unsagbar zu sein scheint. Und dass wir mit Witz und einem Lächeln Dingen, die zu schwer oder zu groß erscheinen, ein erträgliches und verstehbares Maß zurückgeben können.

Denn eines hat uns unsere Ausstellung gezeigt: Verständnis füreinander ist die beste Basis für ein friedliches Miteinander. Viele Besucherinnen und Besucher – so berichten die Ausstellungsbeteiligten – seien beeindruckt gewesen über die Art, wie die Ausstellung gemacht wurde. Wieviel sie durch den unmittelbaren Zugang über Alltagsgegenstände und persönliche Interviews neu verstanden hätten. Und wie leicht ihnen in diesem Rahmen die Auseinandersetzung mit dem oft stigmatisierten Thema gefallen sei. Dass sie so begriffen hätten, dass Judentum in Deutschland keine abstrakte Sache ist, die man in Schulbüchern lernt, sondern dass es natürlich um echte Menschen geht – um Menschen wie Du und ich.

Und sie waren dankbar, dass Jüdinnen und Juden ein Stück ihres Lebens mit ihnen geteilt haben. Und auch ich möchte mich im Namen der Universitätsstadt Marburg für diese Offenheit und Unbefangenheit bei den beteiligten Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde bedanken. Sie haben, indem Sie sich und Ihre Türen für uns geöffnet haben, zum Gelingen dieser Ausstellung maßgeblich beigetragen. Und

das ist keinesfalls trivial, einen Ausschnitt des eigenen Lebens und Denkens auf diese Art und Weise zu veröffentlichen. Dabei ist es so unendlich wichtig. So ist ein Dialog entstanden; ein Dialog zwischen den Gästen der Ausstellung, den Mitgliedern der jüdischen Gemeinschaft, der Universität und der Stadtgesellschaft. Ein neues Nachdenken über all die unterschiedlichen Facetten des Lebens in Deutschland wurde angestoßen.

Buntheit, Vielfalt, Dialog und Toleranz, das sind wesentliche Werte, die wir hier in Marburg schon seit vielen Jahren leben – im Ökumenegespräch, mit dem Tag der kulturellen Vielfalt oder mit dem Runden Tisch der Religionen Marburg. Mit der Ausstellung, die am 24. August 2022 wieder geschlossen wurde, ist eine neue Qualität und eine neue Perspektive dazugekommen. Dafür möchten wir uns bei der Philipps-Universität und ihrer Religionskundlichen Sammlung, bei deren Leitung Professorin Edith Franke, der Kuratorin Dr. Susanne Rodemeier und bei all ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern herzlich bedanken.

Bedanken möchten wir uns für diese ungewöhnliche und fruchtbare Kooperation, in der Stadt und Universität in einem Ausstellungsprojekt beispielhaft Hand in Hand zusammengearbeitet haben – jede Seite mit ihren jeweiligen Ressourcen. Bei der es zu echten Begegnungen kam und wir viel von-einander lernen konnten. Es war ein beglückendes Erlebnis und wir hoffen, diese Art von Kooperation noch häufiger erleben zu dürfen. Haben Sie dafür vielen, vielen Dank.

Nadine Bernshausen
Bürgermeisterin der Stadt Marburg

Danksagung

DANK FÜR GESPRÄCHE UND FÜR LEIHGABEN

Max Bär
Monika Bunk
Grigori Bykhovski
Bella Ismaylova
Ninel Levandovska
Amnon Orbach
Polina Peuzner
Beni Pollak
Thorsten Schmermund
Boris Wendel

DANK FÜR KOOPERATION UND VIELFÄLTIGE UNTERSTÜTZUNG

Dr. Thomas Spies
Schirmherr der Ausstellung
(*Oberbürgermeister der
Stadt Marburg*)

Ruth Fischer,
Mascha Justus-Willershausen,
Monika Bunk
(*Fachdienst Kultur der
Stadt Marburg*)

Prof. Dr. Ekatarina Teryukova,
Dr. Alla Skolova
(*Museum für Religionsgeschichte
in St. Petersburg*)

Jüdische Gemeinde Marburg

Dr. Annegret Wenz-Haubfleisch
(*Arbeitskreis Landsynagoge Roth*)

Gesellschaft für christlich-jüdische
Zusammenarbeit in Marburg

Dr. Imke Troltenier,
Leitung Öffentlichkeitsarbeit
der Deutschen Blindenstudienanstalt
e.V. (*blista*)

DANK FÜR FÖRDERUNG

Szloma-Albam-Stiftung

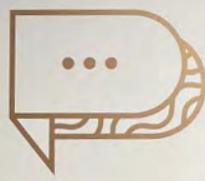
Stadt Marburg

Präsidium der Philipps-
Universität Marburg

Hessisches Ministerium für
Wissenschaft und Kunst

Hessische Kulturstiftung

Förderverein für die Religions-
kundliche Sammlung und das
Fachgebiet Religions-
wissenschaft in Marburg e. V.



Stimmen zur Ausstellung

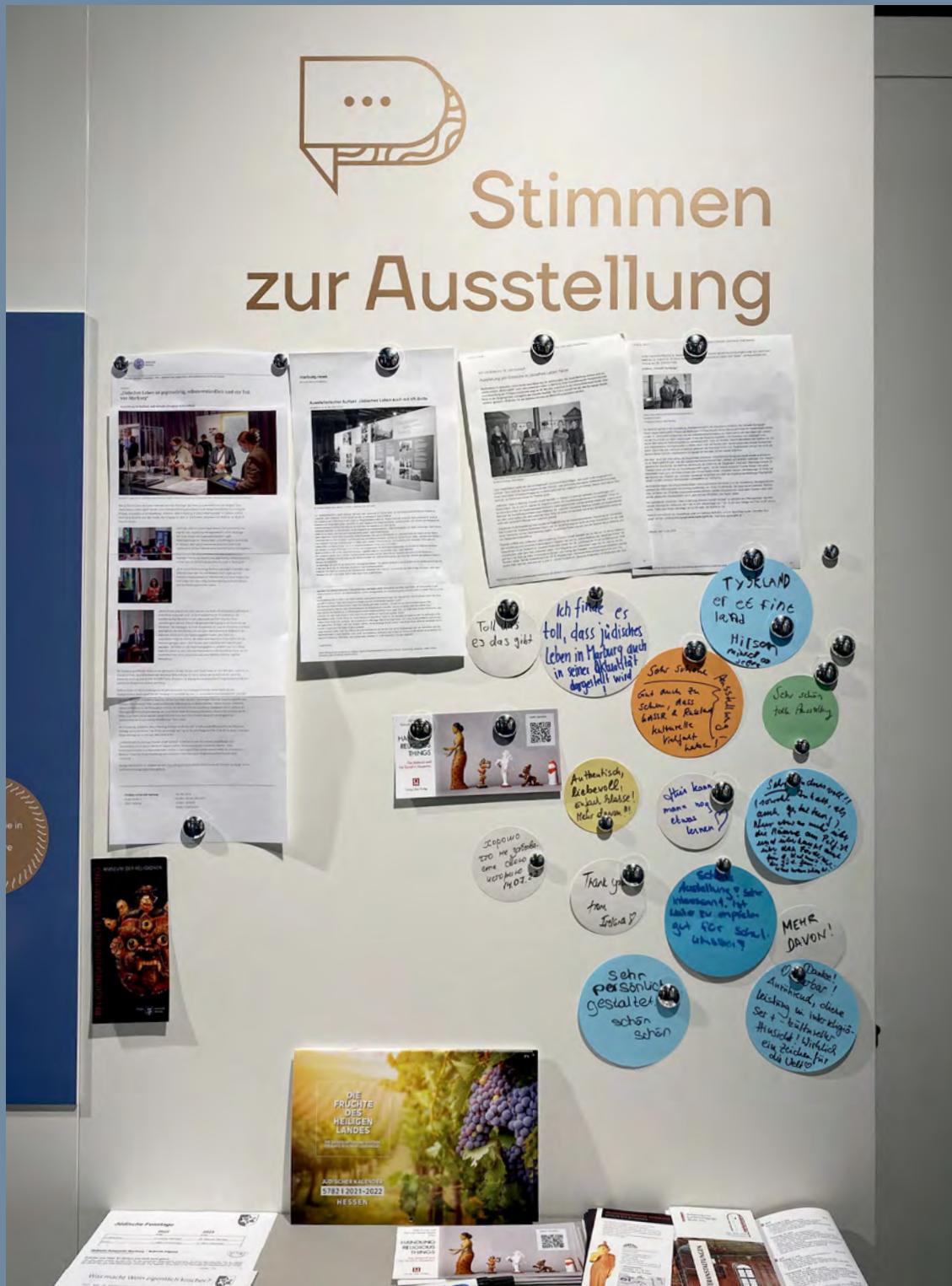


Foto © Susanne Rodemeier

Impressum

WISSENSCHAFTLICHE PROJEKTDURCHFÜHRUNG

Prof. Dr. Edith Franke
Alisha Meininghaus M.A.
Dr. Susanne Rodemeier

WISSENSCHAFTLICHE UND TECHNISCHE UNTERSTÜTZUNG

Gerrit Lange, Heike Luu,
Anna Matter (Doktorand*innen
und Mitarbeiter*innen der
Religionswissenschaft und
Religionskundlichen Sammlung)

PRAKTIKANT*INNEN UND STUDENTISCHE HILFSKRÄFTE

Anna Behre, Marie Ebel, Malin Michelsen,
Vanessa Obermair, Maria Schneider,
Anna Sadykova, Pia Stamer

STUDIERENDE

Marie Ebel, Mahmud Greba, Lili Mattenklotz,
Benny May, Zoë Penzel, Johannes Walliser
(BA-Studierende Vergleichende Kultur- und
Religionswissenschaft: Lehrforschungsprojekt
„Jüdisches Leben in Marburg“, Winter- und
Sommersemester 2020/2021)

AUSSTELLUNGS- TECHNISCHE UMSETZUNG

Sieveking von Borck
(*Büro für Ausstellungsgestaltung*)

Bach Dolder GmbH
(*Büro für Architektur und
Ausstellungsgestaltung*)

Joanna Czajka
(*Grafikdesign*)

Sabrina Fritz
(*Kommunikationsdesign*)

Christian Kremer
(*graphscape: interaktive Messe-
und Ausstellungsapplikationen*)

Charalampos Ioannidis
(*Babis Werbung*)

Museum



Christopher J. Garthe

Das nachhaltige Museum

Vom nachhaltigen Betrieb
zur gesellschaftlichen Transformation

September 2022, 332 S., kart., 22 SW-Abbildungen

39,00 € (DE), 978-3-8376-6171-2

E-Book:

PDF: 38,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-6171-6



Henning Mohr, Diana Modarressi-Tehrani (Hg.)

Museen der Zukunft

Trends und Herausforderungen
eines innovationsorientierten Kulturmanagements

2021, 462 S., kart., 21 SW-Abbildungen

39,00 € (DE), 978-3-8376-4896-6

E-Book:

PDF: 38,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4896-0



schnittpunkt, Joachim Baur (Hg.)

Das Museum der Zukunft

43 neue Beiträge zur Diskussion
über die Zukunft des Museums

2020, 320 S., kart.,

2 SW-Abbildungen, 55 Farabbildungen

29,00 € (DE), 978-3-8376-5270-3

E-Book:

PDF: 25,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5270-7

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

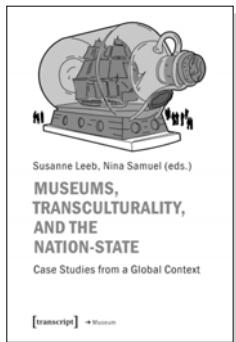
Museum



Brücke-Museum, Stiftung Deutsches Technikmuseum Berlin,
Stiftung Stadtmuseum Berlin, Daniela Bystron, Anne Fäser (Hg.)

Das Museum dekolonialisieren? Kolonialität und museale Praxis in Berlin

August 2022, 240 S., kart.,
5 SW-Abbildungen, 45 Farabbildungen
39,00 € (DE), 978-3-8376-6427-0
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-6427-4



Susanne Leeb, Nina Samuel (eds.)
**Museums, Transculturality,
and the Nation-State**
Case Studies from a Global Context

June 2022, 248 p., pb., col. ill.
38,00 € (DE), 978-3-8376-5514-8
E-Book:
PDF: 37,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-5514-2



Udo Andraschke, Sarah Wagner (Hg.)
Objekte im Netz
Wissenschaftliche Sammlungen im digitalen Wandel

2020, 336 S., kart.
30,00 € (DE), 978-3-8376-5571-1
E-Book: kostenlos erhältlich als Open-Access-Publikation
PDF: ISBN 978-3-8394-5571-5

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**